This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Juvenile literature, German

6003. replied

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

NAS

Jugendspiegel

Jugendspiegel.

Eine Reihe

kleiner Erzählungen.

Von

dem Verfasser der rührenden und lehrreichen Erzählungen für die Jugend.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Mit einer Steinzeichnung.

Landshut,
in der Krüll'schen Buchhandlung.
1827.

MH.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
770910A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

In Historien findet man alle Lehre lebendig, in Lehren und Gesetzen aber alle Historien todt.

Sebastian Frank

Nicht allein die Jugend zu unterhalten, sondern auch zugleich wohlthätig auf ihren Verstand zu wirken, sie angenehm zu belehren, vor Fehltritten in Beyspielen zu warnen, durch schöne Gesinnungen und Handlungen ihre Herzen zu veredeln, und sie zu Aehnlichem zu ermuntern, dieß ist der Zweck dieses Schriftchens. Wie belohnt würde sich der Herausgeber fühlen, wenn er durch seine Bemühung recht viel zur Belehrung und Veredlung der jugendlichen Gemüther beygetragen haben sollte!

KRAUS 24DEC'34

Der

Der edle Sohn.

In einem Dorfe lebte eine fromme und rechtschaffene Bauersfamilie. Alle Kinder derselben waren christlich und gut erzogen, so daß sie allen jungen Leuten ihres Ortes zum Muster dienten. Nun traf den mittlern Sohn, Anton mit Namen, das Loos, einem vaterländischen Reiter-Regimente eingereiht zu werden, unter dessen Fahnen er gegen den Feind des Vaterlandes zu Felde ziehen mußte. Mit Thränen sahen ihn Aeltern, Brüder und Schwestern scheiden. Aber der Gedanke, daß er berufen sey, für Vaterland und Freyheit zu kämpfen und einem geliebten Fürsten seine Selbstständigkeit zu bewahren, gab ihnen Trost und Beruhigung. Der Krieg dauerte viele Jahre, und manches verfloß, ohne daß Aeltern und Geschwister eine Nachricht von Anton erhielten, denn er befand sich oft viele hundert Meilen weit von seinem Vaterlande entfernt. Indessen hatten sie doch so viel erfahren, daß er, seines Muthes und seines muster-

haften Betragens wegen, nicht lange das Gewehr getragen, sondern bald zum Lieutenant ernannt worden sey. Welche Freude diese Nachricht seinen Aeltern und Geschwistern verursachte, läßt sich leicht errathen. Endlich wurde Friede und die vaterländischen Krieger kehrten in allen Richtungen in ihre Heimath zurück. So kam es, daß auch das Dorf, wo unser Anton zuerst des Daseyns sich gefreut, von Zeit zu Zeit mit Einquartierungen belegt wurde. Allein die Hoffnung, daß unter den Zurückkehrenden auch Anton sich befinden möchte, hatten seine Aeltern schon lange aufgegeben, denn seit vielen Jahren waren sie ohne alle Nachricht von ihm und Niemand wußte ihnen etwas von ihrem Anton zu sagen. Längst hatten sie seinen Tod beweint und sich damit getröstet, ihn doch wenigstens jenseits wieder zu finden. Nun sprengten eines Abends Reiter ins Dorf. Sie waren aus dem Feldzuge zurückgekehrt und hielten hier Rasttag. Auch Antons Vater bekam Einquartierung. Aber wie erstaunte er, als, anstatt einiger Gemeinen, der Oberst des Regiments selbst in die Stube trat. „Erschreckt nicht, liebe Leute, sagte er: ich komme nur zu Euch, um von Euerm Sohne mit Euch zu sprechen, der einst als Gemeiner in meinem Regimente diente.“ — Gott! so ist es wahr, riefen alle, daß er — „Nicht mehr als Gemeiner, fuhr der Oberst fort, sondern — aber kennt Ihr denn nicht mehr Euern Anton? — als Oberst dient!“ Mit Erstaunen wiederholten alle das Wort „Oberst!“ und wußten nicht, wie

ihnen geschah, als das Wort aus seinem Munde war; und bald lag er allen am Herzen. Freudenthränen flossen und keines konnte satt werden, den stattlichen Mann zu besehen und in ihm den guten Anton zu erkennen. „Mein gutes Betragen und mein Eifer im Dienste, was ich alles Euch, meine lieben Aeltern, verdanke, hoben mich von Stufe zu Stufe. Aber nun ist es billig, daß ich Euch vergelte, was Ihr an mir gethan. Ich bin glücklich: auch ihr sollet glücklich seyn. Kommt mit mir in die Residenz, wo mein Regiment liegt, und seyd glücklich an meiner Seite.“ Die gerührten Aeltern folgten ihm. Aber nicht in irgend einem Winkel seines Hauses aßen seine Aeltern, an seiner Seite, oben an, die Tafel mochte noch so glänzend und zahlreich von den Angesehensten besetzt seyn. Heilig war ihm das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Als die guten, glücklichen Aeltern nach einer langen Reihe von Jahren in das Grab sanken, weinte er über ihrem Leichenhügel, und wählte sich, als sein Stündlein endlich auch gekommen war, neben ihrem Grabe ein Plätzchen. Noch lebt sein Name in gesegnetem Andenken, denn er war ein edler und dankbarer Sohn, den Gott und Menschen liebten.

Lohn kindlicher Liebe.

Nahida war die Tochter eines russischen Zolleinnehmers, ein gutes, liebenswürdiges Mädchen, welches mit ganzer Seele an ihren Aeltern hing. Nun fügte es sich, daß ihr Vater durch Verläumdung seinen Dienst verlor, und, wie einer der größten Verbrecher, nach Sibirien verbannt wurde. Eigentlich hätte nur er allein dahin gehen sollen: allein Frau und Tochter ließen sich nicht von ihm trennen und theilten alle Beschwerden der langen Reise und des traurigen Aufenthaltes mit dem guten Vater. Jahrelang kämpfte die Familie dort mit Ungemach aller Art. Doch verloren sie nicht ihr Vertrauen auf Gott. Nahida war herangeblüht zu einem stattlichen Mädchen, arbeitsam, fromm, tugendhaft, ein Muster und Vorbild für alle Mädchen in der ganzen Gegend. Jetzt hörten sie, Alexander habe den russischen Thron bestiegen: und bald verbreitete sich auch der Ruf von seiner Großmuth und Gerechtigkeitsliebe bis zu ihnen. Da erwachte in Nahida's Seele der Gedanke: in die Residenz zu eilen, sich dem geliebten Herrscher zu Füßen zu werfen, und Rettung für ihren unschuldig verbannten Vater zu erflehen. Gedacht, gethan. Die kindliche Liebe siegte über alle Einwendungen ihrer Aeltern. Sie betrat, begleitet von tausend Segenswünschen, den langen, beschwerlichen Weg von tausend Meilen. Nach Mühseligkeiten

aller Art, kaum mehr zu gehen im Stande, langte sie endlich in der Residenzstadt an. Der Wirth, bey dem sie einkehrte, nannte der in der Stadt durchaus Unbekannten eine Frau von hohem Range, welche Niemanden ungetröstet von sich gehen liesse. Sie ging zu ihr; und diese brachte es dahin, daß sie eine Audienz bey dem Kaiser erhielt. Alexander, durch Beweise überzeugt von der Unschuld des Vaters, und gerührt durch die schöne kindliche Liebe der Tochter, ließ nicht nur auf der Stelle einen Befehl zur Befreyung und Zurückberufung des unschuldig Verbannten ausfertigen, sondern er verlieh ihm auch eine sehr einträgliche und höhere Stelle, und ließ ihm, während das Mädchen das Postamt auf kaiserliche Kosten den Ihrigen wieder überliefern mußte, viertausend Rubel als Reisegeld anweisen. Nahida wurde in der Folge eine reiche Handelsfrau zu Moskau. So lohnte der Himmel kindliche Liebe.

Lohn der Redlichkeit.

Der Herzog Ernst August von Braunschweig befand sich einst zu Venedig. Eines Tages sprach ihn ein armer Knabe um ein Almosen an. Der Herzog sagte ihm: er habe kein klein Geld. Der Knabe erbot sich, wechseln zu lassen. Um den Knaben los zu werden, gab er ihm einen Ducaten, nicht zweifelnd, daß er ihn behalten würde. Doch nach einer kleinen Weile brachte der Knabe die für den

Ducaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog, gerührt und bewundernd die Redlichkeit desselben, ließ ihm nicht nur alles Geld, sondern nahm den Knaben mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu einer ansehnlichen Ehrenstelle, da er Talente und Fleiß besaß.

Gesundheit ist besser, als Geld und Gut.

Ein Landmann ging über Land, und kam müde und verdrossen bey einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ, unzufrieden, daß er zu Fuße gehen, und sich so schlecht behelfen müsse.

Während er sich so über sein Geschick ärgerte, fuhr eine Karosse an. Ein reicher Mann saß darin. Dieser ließ sich Wein und Braten reichen, was er in seinem Wagen verzehrte.

Wer es doch auch so gut hätte! sagte der mißvergnügte Landmann zu sich selbst, hämisch nach dem Reichen schielend, und ihn beneidend um sein Mahl. Der Reiche, dem des Landmann's Mißgunst und sein stiller Aerger nicht entging, wandte sich aus dem Wagen zu ihm, indem er sprach: „Freund! hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?“ Ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, versetzte der Landmann: „Mit Freuden! Komm der Herr nur heraus, und gebe er mir alles, was er hat; ich will ihm auch gern alles geben,

was ich habe.“ Da befahl der Reiche seinem Bedienten: ihm aus dem Wagen zu helfen. Himmel, welch ein Anblick! Die Füße des reichen Mannes waren gelähmt. Er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Leuten so lange halten lassen, bis die Krücken herbey gebracht waren, auf die er sich stützte. „Hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“ fragte er hierauf den Mißvergnügten. „Bewahre Gott! versetzte der Bauer. Meine zwey gesunden Füße sind mir lieber, als all sein Reichthum.“ „Da hast du vollkommen Recht, sagte der Reiche. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel!“

Die Tapeten.

Ein angesehener Mann kam zur Zeit des härtesten Winters zu einem reichen Kaufmanne in Paris. Da er in keinem Zimmer Tapeten fand, so wandte er sich zu dem Herrn des Hauses, und fragte ihn voll Verwunderung: warum er, als ein reicher Mann, seine Zimmer nicht mit Tapeten ausschlagen lasse, wo man doch dergleichen bey minder Reichen gewöhnlich fände. Da nahm der Kaufmann den Fremden bey der Hand, und führte ihn in ein Zimmer, in dem eine verunglückte Familie wohnte, und von dem edelmüthigen Handelsherrn ernährt wurde. „Hier diese Unglücklichen, sagte er zu dem ihn Begleitenden, bekleide ich lieber als die Wände.“

nicht so leicht entdeckt werden möchte, und freute sich seines Einfalles, den Vater so listig hintergangen zu haben.

Allein bald zeigten sich die Folgen seiner Naschhaftigkeit. Es ward ihm nicht wohl, und schnell vermehrte sich das Uebel. Er fühlte unausstehliche Schmerzen im Unterleibe, der gewaltig aufschwoll. Das Schlimmste bey der Sache war, daß er sich nicht getraute, Jemanden etwas davon zu sagen. In der Angst kroch er in den Stall, wo er kurz hierauf jämmerlich seinen Geist aufgab.

Durchsucht ward, als der Vater zurückkam, das ganze Haus, und endlich der Knabe in seinem traurigen Zufluchtsorte entdeckt.

Jahrelang weinte um den unglücklichen Bruder die gute Martha; und auch dem Vater traten noch oft Thränen in die Augen, wenn von Joseph die Rede war.

Die Nadeln.

Wilhelmine hatte die üble Gewohnheit, Näh- und Stecknadeln stets in den Mund zu nehmen, so sehr sie auch dießfalls ihre Mutter warnte. Eines Tages hatte sie wieder eine, ihrer unbesiegbaren Gewohnheit nach, in den Mund genommen, und ehe sie es sich versah, war solche verschluckt. Mit großem Jammergeschrei lief sie nun zu ihrer Mutter, umklammerte sie, und bat sie mit einem

herzzermalmenden Blicke, ihr zu helfen. Augenblicklich wurde der zunächst wohnende Arzt gerufen, um keine Zeit zu versäumen. Er erschien und bot alle seine Kunst auf: allein nichts fruchtete. Die Nadel war durch nichts mehr aus dem Leibe zu bringen. Das leichtsinnige, die Lehren und Warnungen der guten Mutter nicht beachtende Mädchen starb bald darauf unter großen Schmerzen, und versetzte dadurch Aeltern und Geschwister in unbeschreibliche Trauer.

Folgen der Unvorsichtigkeit.

Ein Landmann setzte Morgens einen Teller voll Mehl, mit Arsenik vermischt, auf den Ofen, ohne Jemanden etwas zu sagen, was es mit diesem Mehl für eine Beschaffenheit habe. Abends wollte er das Gift den Ratzen vorsetzen, deren er genug im Hause hatte.

Seine Frau kochte indessen Klöse; und da die Magd sah, daß das Mehl nicht zureichen wollte, so sagte sie der Frau, daß auf dem Ofen noch ein Teller voll Mehl stehe. Die Frau befahl ihr, solches zu holen, und that es zu dem übrigen. Die Klöse kamen Mittags auf den Tisch. Man setzte sich, und aß. Allein nur zu bald bekamen einige von der Familie Uebelichkeiten. Der Vater sieht nach dem Giftteller, sieht ihn leer, und ruft: „Gott im Himmel! wo ist das Mehl?“ Die Frau gestand, was geschehen. Im Augenblicke war der

Mann zur Thür hinaus, um einen Arzt zu rufen. Dieser hieß ihn, viel Milch trinken. Eher als der Arzt, kam der Bauer zurück, und befolgte mit den Uebrigen den Rath desselben, der bald darauf selbst erschien. Allein das Gift hatte schon bey einigen, die von den Klösen am meisten genossen, zu heftig gewirkt, und der Vater und die Magd mußten diese Unvorsichtigkeit mit ihrem Leben büßen, während die Uebrigen nur mühsam gerettet wurden.

So rächt sich das Unrecht.

Ein muthwilliger Knabe sah zu, wie die Tüncher Kalk löschten. Das Ding gefiel ihm. Um zu Hause ein ähnliches Experiment machen zu können, steckte er, ohne daß es die Tüncher bemerkten, ein Stück Kalk unter die Weste. Allein zum Unglücke begegnete ihm auf dem Heimwege ein Bekannter, der Pferde in die Schwemme ritt. Der Knabe bittet ihn, ihn auf eines sitzen, und darauf in die Schwemme reiten zu lassen. Es wurde seiner Bitte willfahrt. Doch das Pferd, das der muthwillige Bube neckte, warf den unwillkommenen Reiter ab. Zum Glücke konnte er schwimmen; und er hätte sich auch gerettet, wenn nicht zum Unglücke der auf seinem Leibe verwahrte Kalk sich entzündet und ihn verbrannt hätte. Unbeschreiblich war sein Jammergeschrey um Hülfe: aber die Umstehenden, die den Schalk kannten, und sahen, daß er schwim-

men könne, lachten nur sein, und hielten sein Jammergeschrey über Verbrennen im Wasser für Muthwillen. Kaum hatte er jedoch das Ufer erreicht, als er unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist aufgab.

Unglück aus Unvorsichtigkeit.

An einem schönen Sommertage Nachmittags lustwandelten einst zwey Knaben auf einem Hügel, der vor ihrem Dorfe lag. Plötzlich rollte von der höchsten Spitze desselben ein großer Stein herab, traf den einen der fröhlich ihres Weges wandelnden Knaben, und warf ihn zu Boden. Der heftige Fall bewirkte, daß der Unglückliche den noch übrigen Theil des Hügels hinabstürzte, und sich so verletzte, daß er nach wenigen Minuten seinen Geist aufgab. Der andre Knabe gerieth über dieses unerwartete Unglück seines Gefährten in eine unbeschreibliche Angst, und schrie aus Leibeskräften nach Hülfe. Da eilten zwey andre Knaben den Berg herab, und als sie sahen, was vorgegangen war, stürzten sie sich heulend und wehklagend über die Leiche des Unglücklichen, den sie, ohne daß sie die fernste Ahnung davon hatten, getödtet, denn der Stein wurde von den Beyden, um sich zu vergnügen, von der höchsten Spitze des Berges, wo sie die unten Wandelnden nicht sehen konnten, herabgewälzt. Daß aus diesem unvorsichtigen Benehmen ein so großes Unglück entstehen könne, dach-

Mann zur Thür hinaus, um einen Arzt zu rufen. Dieser hieß ihn, viel Milch trinken. Ehe als der Arzt, kam der Bauer zurück, und befolgte mit den Uebrigen den Rath desselben, der bald darauf selbst erschien. Allein das Gift hatte schon bey einigen, die von den Klösen am meisten genossen, zu heftig gewirkt, und der Vater und die Magd mußten diese Unvorsichtigkeit mit ihrem Leben büßen, während die Uebrigen nur mühsam gerettet wurden.

So rächt sich das Unrecht.

Ein muthwilliger Knabe sah zu, wie die Tüncher Kalk löschten. Das Ding gefiel ihm. Um zu Hause ein ähnliches Experiment machen zu können, steckte er, ohne daß es die Tüncher bemerkten, ein Stück Kalk unter die Weste. Allein zum Unglücke begegnete ihm auf dem Heimwege ein Bekannter, der Pferde in die Schwemme ritt. Der Knabe bittet ihn, ihn auf eines sitzen, und darauf in die Schwemme reiten zu lassen. Es wurde seiner Bitte willfahrt. Doch das Pferd, das der muthwillige Bube neckte, warf den unwillkommenen Reiter ab. Zum Glücke konnte er schwimmen; und er hätte sich auch gerettet, wenn nicht zum Unglücke der auf seinem Leibe verwahrte Kalk sich entzündet und ihn verbrannt hätte. Unbeschreiblich war sein Jammergeschrey um Hülfe: aber die Umstehenden, die den Schalk kannten, und sahen, daß er schwim-

men könne, lachten nur sein, und hielten sein Jammergeschrey über Verbrennen im Wasser für Muthwillen. Kaum hatte er jedoch das Ufer erreicht, als er unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist aufgab.

Unglück aus Unvorsichtigkeit.

An einem schönen Sommertage Nachmittags lustwandelten einst zwey Knaben auf einem Hügel, der vor ihrem Dorfe lag. Plötzlich rollte von der höchsten Spitze desselben ein großer Stein herab, traf den einen der fröhlich ihres Weges wandelnden Knaben, und warf ihn zu Boden. Der heftige Fall bewirkte, daß der Unglückliche den noch übrigen Theil des Hügels hinabstürzte, und sich so verletzte, daß er nach wenigen Minuten seinen Geist aufgab. Der andre Knabe gerieth über dieses unerwartete Unglück seines Gefährten in eine unbeschreibliche Angst, und schrie aus Leibeskräften nach Hülfe. Da eilten zwey andre Knaben den Berg herab, und als sie sahen, was vorgegangen war, stürzten sie sich heulend und wehklagend über die Leiche des Unglücklichen, den sie, ohne daß sie die fernste Ahnung davon hatten, getödtet, denn der Stein wurde von den Beyden, um sich zu vergnügen, von der höchsten Spitze des Berges, wo sie die unten Wandelnden nicht sehen konnten, herabgewälzt. Daß aus diesem unvorsichtigen Benehmen ein so großes Unglück entstehen könne, dach-

ten die Sorglosen nicht. Da der Getödtete einer der fleißigsten, frömmsten, und gesittetesten Knaben des ganzen Dorfes war, und ihn eben daher nicht nur seine Aeltern, sondern auch seine Mitschüler, und die ganze Gemeinde ungemein liebten, so war die Trauer um den so früh und so unglücklich Entrissenen ohne Grenzen. Mehr aber als alle betrübte sein Tod die Knaben, die die unschuldige Veranlassung seines Todes waren; und sie weinten dem Unglücklichen noch manche Thräne, als sie schon Greise waren.

Strafe des boshaften Lügners.

Wilhelm war ein böser, muthwilliger Knabe, den es freute, wenn er Andern Schrecken einjagen konnte. Nicht Ein Mal stellte er sich an, als ob er Schaden genommen, schrie und jammerte, und wenn man ihm theilnehmend zu Hülfe kommen wollte, sprang er lachend auf, und höhnte das Mitleid und die Theilnahme der gutmüthigen Menschen. Oft machte er auf der Treppe einen Lärm, daß es schien, als ob er herunterstürzte, bemalte sich das Gesicht mit Kirschensaft, daß man glauben sollte, er habe sich wund gefallen, stürzte von dem Schlitten, und geberdete sich, als ob er sich ein Bein gebrochen, und was dergleichen Muthwille mehr war. Kein Wunder, wenn man, nach so vielen Vorgängen, nicht mehr auf ihn merkte, ihm nichts mehr glaubte, und, wenn er noch so

sehr jammerte, sein nur lachte. So war es auch der Fall, als ihn einst der Muthwille eine Leiter, die in dem gepflasterten Hofe stand, besteigen hieß. Kaum war er einige Sprossen hinauf, so brach eine entzwey. Er stürzte auf das Pflaster, und brach ein Bein. Wohl schrie er aus allen Kräften nach Hülfe, und betheuerte, daß es dieses Mal Ernst sey: allein die so oft Getäuschten merkten nicht auf ihn, und ließen ihn liegen. Nach langer Zeit erst, als man denn doch glaubte, daß es dieses Mal nicht Verstellung seyn möchte, besonders als man die zerbrochene Sprosse an der Leiter gewahrte, näherte sich ihm eine alte Magd, und sah, daß er sich wirklich das Bein gebrochen. Man eilte nun freylich augenblicklich nach einem Wundarzte; allein weil die Hülfe ihm nicht früher geworden, so mußte er nicht nur doppelte Schmerzen leiden, sondern er blieb auch noch überdieß sein ganzes Leben hindurch lahm.

Die Vögelfeinde.

Fritz und Peter waren in der ganzen Gegend als die ärgsten Feinde aller Vögel bekannt. Kein Nest in ihrem Dorfe blieb von ihnen verschont, denn ihnen entging keines, mochte es noch so hoch, noch so versteckt seyn. Gewöhnlich quälten sie auch die kleinen Vögelchen, die ihnen noch nicht entfliehen konnten, bis sie todt waren. Die Folge war, daß bald alles ringsum einer Einöde glich, denn die

Alten, die nicht auch ein Opfer der bösen Buben wurden, bauten ihre Nester in entfernten Gegenden. Dieß betrübte die Einwohner, welche die fröhlichen Sänger schon immer mit dem Anbruche eines jeden Morgens erfreut hatten. Aber noch weit mehr als das Entbehren ihres muntern Gesanges war zu bedauern, daß die Raupen und Würmer sich unzählig vermehrten, und die herrlichsten Blüthen der Obstbäume zerstörten, womit es auch um das Obst geschehen war, welches bisher einem großen Theile der Bewohner des Dorfes Nahrung verschafft hatte. Das Ungeziefer hatten die Vögel ehedem verzehrt; nun konnte es sich ungehindert vermehren, was die Zerstörung aller Blüthen und damit auch aller Früchte zur Folge hatte.

Die Irrlichter.

In einem Dorfe unterhielten sich eines Tages einige Knaben mit mancherley Spielen. Endlich wurden mehrere des Spielens überdrüßig, und wollten nach Hause: allein die Uebrigen verlangten zu bleiben, und fortzuspielen. Unter diesem Wollen und Nichtwollen war es bereits finster geworden. Plötzlich rief ein muthwilliger Knabe: „Himmel, dort seh' ich Irrlichter!" Zu gleicher Zeit lief er davon, als ob ihm der Kopf brännte: und die übrigen Knaben, die seinen Worten glaubten, eilten ihm in der größten Hast nach. Aber un-

unter den Nacheilenden war Einer, der nicht schnell genug nachkommen konnte, sondern etwas zurückbleiben mußte. Die Furcht vor den Irrlichtern ängstigte ihn daher so, daß er sich außer Athem lief, erkrankte, und bald darauf starb.

Das Schießgewehr.

Ein Förster war über Land gegangen, und hatte seine Frau und zwey kleine Knaben, deren der eine zwölf, der andere sieben Jahre alt war, zu Hause gelassen. Die Knaben spielten in der Stube; die Mutter beschäftigte sich in der Küche. Plötzlich fiel dem ältern Knaben eine an der Wand hängende Flinte ins Auge. Er stieg auf einen Stuhl, nahm sie herunter, untersuchte die Zündpfanne, und als er sah, daß sich kein Pulver darauf befand, so spielte er unbesorgt mit dem Gewehre, denn daß es doch geladen seyn könnte, fiel ihm gar nicht bey. Er präsentirte, schulterte, zog den Hahn auf, und zielte nach seinem jüngern Bruder. Wirklich drückte er auch ein Paar Male los, ohne daß ein Schuß erfolgte. Allein durch die beständigen Bewegungen des Gewehres fielen einige Pulverkörner aus dem Zündloche in die Pfanne, denn die Flinte war mit Schrott geladen; und als der Knabe wieder auf seinen Bruder anschlug, und losdrückte, ging das Gewehr los, und der Schuß dem unglücklichen Knaben mitten durchs

Herz. Augenblicklich war er eine Leiche. Der ältere Bruder stürzte sich mit lautem Geheule auf den Ermordeten. Der Schuß und das Geschrey rief die Mutter herbey. Eine Ohnmacht bemächtigte sich ihrer, als sie sah, was geschehen: und sie und ihr Gatte, der erst Abends nach Hause kam, konnten sich noch im spätesten Alter nur mit Wehmuth des so früh und so unglücklich verlornen Kindes erinnern. Auch dem absichtlosen Mörder traten, selbst in seinem männlichen Alter, Thränen ins Auge, wenn er des Unglücklichen gedachte, den seine Unvorsichtigkeit in der Blüthe seines Lebens ins Grab gestossen.

Der Stelzfuß.

Eines Tages erschien vor der Schule eines Dorfes ein Mann mit einem Stelzfuße und einer Krücke, um das Mitleid der jugendlichen Herzen und des Lehrers anzuflehen. Bald waren alle Kinder um ihn her versammelt, und bedauerten sein trauriges Geschick. Aber lieber Mann, sagte der Lehrer, wie seyd ihr denn zu dieser Krücke und zu diesem Stelzfuße gekommen? Lieber Herr Lehrer! versetzte der arme Mann, daran ist Niemand als meine sorglose Schwester Schuld. Ich war drey Jahre alt, als meine auf dem Felde beschäftigten Aeltern mich mit meiner ältern Schwester allein zu Hause ließen. Dieser war die Aufsicht über mich

anvertraut. Aber du lieber Gott, die war ein leichtsinniges Ding, das überall herum lief, und mich allein ließ. Unter andern sprang sie auch in den Keller, um dort Milch zu naschen. Zu meinem größten Unglücke ließ sie die Kellerthür offen, an die ich durch Zufall gerieth, und die Treppe hinunter stürzte. Wohl hob mich die Schwester augenblicklich auf, und trug mich in die Stube: allein da sie sich nicht getraute, sogleich zu gestehen, was vorgefallen, so wurde auch nicht auf der Stelle die gehörige Hülfe angewendet. Als sich aber das Uebel vermehrte, und die Aeltern ernstlicher in sie drangen, zu gestehen, was vorgefallen, da gestand sie endlich, daß sie mich aus Unachtsamkeit in den Keller habe stürzen lassen. Nun wurde zwar augenblicklich ein Wundarzt geholt; allein dieser hatte mich kaum untersucht, als er auch schon erklärte, daß ich wohl nicht mehr hergestellt werden könne, weil es bereits zu spät sey. Und seine Prophezeihung traf ein. Der Arm hier blieb steif, und seit meinem vierten Jahre mußte ich mich eines hölzernen Beines bedienen. Da mir meine Aeltern kein Vermögen hinterliessen, ich selbst aber auch nichts verdienen kann, so muß ich nun leider, seit dem Tode meiner Aeltern, mein Brot erbetteln. Hier schwieg er, und wischte sich zugleich eine Thräne aus dem Auge.

Die Erzählung des Unglücklichen rührte die Kleinen so, daß ihm manche nicht nur ihre ganze

Baarschaft schenkten, sondern alle sich recht ernstlich vornahmen, wenn ihnen ihre kleineren Geschwister zur Aufsicht anvertraut würden, ja recht Acht zu geben, um kein Unglück zu veranlassen.

Der Dieb.

Ein junger Mann, der mehrere Diebstähle verübt hatte, wurde zum Strange verurtheilt. Als er sich auf dem Richtplatze befand, erblickte er unter der Menge der Zuschauer seine weinende Mutter. Da verlangte er, sich ihr nähern zu dürfen. Man willigte in sein Verlangen. Allein anstatt wehmüthig und kindlich von ihr Abschied zu nehmen, biß er sie so ins Ohr, daß sie heftig aufschrie. Dieß erbitterte die Zuschauer noch mehr über ihn; und laut äußerte sich der Unwille der Tausende über diese Verruchtheit, noch in seiner Todesstunde verübt. Aber er wandte sich an die Versammelten mit den Worten: „Liebe Leute, befremdet euch diese meine letzte That, so wißt, daß ich wohl nie dahin gekommen wäre, wo ich nun bin, würde diese meine Mutter mich bestraft haben, wenn ich mir manche Näscherey erlaubte. Da sie aber dieses nicht that, so ging ich immer weiter. Ich entfremdete meinen Schulkameraden Bücher, und anderes, und meine Mutter verkaufte die von mir gestohlenen Sachen, anstatt daß sie mich eines Bessern belehrt und bestraft hätte. Vom Kleinen ging's zum Großen, und zuletzt hierher.

Sie ist die Ursache meines Todes. Daher wollte ich ihr ein Denkmal hinterlassen, wie schlecht sie ihre Mutterpflicht erfüllt habe. Nun schwieg er, und erhielt darauf den Tod.

Das ehrliche Mädchen.

Marie war die Tochter eines Hirten. Eines Tages zerbrach sie, als sie ganz allein zu Hause war, aus Unvorsichtigkeit den einzigen noch ganzen Topf ihrer Mutter. Sie wußte sich nun nicht anders zu helfen, als daß sie in das nächste Haus eilte, wo man ihr schon manche Wohlthat erwiesen hatte, und dort Hülfe suchte. Man bedauerte sie allgemein, ermahnte sie, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, und schenkte ihr so viel Geld, daß sie dafür einen neuen Topf kaufen konnte. Wer war nun froher, als das arme, bekümmerte Mädchen! Wie würde sich ihre arme Mutter, wenn sie nach Hause gekommen seyn, und den Unfall erfahren haben würde, bekümmert haben, da sie, bey ihrer Dürftigkeit, eines jeden Pfenniges bedurfte! Marie eilte nun, frohlich und munter, zum Töpfer, und kaufte einen neuen Topf. Da aber derselbe nicht so viel kostete, als man ihr gegeben hatte, so lief sie eiligst zu ihren Wohlthätern, mit den Worten: „Ich habe den Topf wohlfeiler bekommen: hier ist das übrige Geld.“ Diese Redlichkeit des armen Mädchens rührte die, die ihr das Geld gegeben, so sehr, daß sie nicht

nur das, was sie heraus bekam, nicht annahmen, sondern sie noch belobten, und sie auch, immer so schön zu handeln, ermunterten.

Folgen der Wohlthätigkeit.

Heinrich, ein gutmüthiger Knabe, sah einen armen Mann, der sehr hungerte. Sein Zustand rührte ihn. Nicht nur gab er demselben auf der Stelle sein ganzes Frühstück, so gern er es selbst verzehrt hätte, sondern er bat auch noch seine Kameraden, die mit ihm zur Schule gingen, ihm etwas zu geben. Kurz hierauf ereignete es sich, daß er mit noch einem Knaben an dem Ufer eines Flusses spielte. Auf einmal fiel es beyden ein, in einen an dem Gestade befindlichen Kahn zu springen, und sich darin zu schaukeln. Sie fanden daran großes Wohlgefallen, und trieben es zuletzt so arg, daß den Kahn umschlug, und beyde ins Wasser stürzten. Zufällig befand sich der Arme, gegen den sich Heinrich vor nicht langer Zeit so wohlthätig bewiesen, in der Nähe, und hatte lange den Kindern zugesehen. Als er aber ihr gefährliches Schaukeln wahrnahm, eilte er herbey, um sie zu warnen, kam jedoch in dem nämlichen Augenblicke an, als der Kahn umschlug. Er erkannte sogleich den wohlthätigen Knaben, und blieb nicht lange unentschlossen, welchem er zuerst seine hülfreiche Hand reichen sollte. Sein dankbares Herz hieß ihn keine Anstrengung zu scheuen, um den armen

Knaben, wo möglich, zu retten. Und der Himmel ließ auch seine edle Bemühung nicht unbelohnt. Es gelang ihm, obgleich mit vieler Mühe, und nicht ohne eigene Gefahr, den guten Heinrich den ihm so nahen Tode zu entreissen. Erst nachdem es ihm damit gelungen, versuchte er es, auch den andern Knaben zu Hülfe zu kommen. Doch diesen hatten die reissenden Fluthen schon weit fortgetrieben: und so viel der menschenfreundliche Mann auch wagte, so war es ihm doch nicht mehr möglich, denselben zu retten. Er wurde ein Opfer seines kurzen, leichtsinnigen Vergnügens, weil sich kein ihm Dank schuldiges Herz gefunden. Ein sprechender Beweis, daß auch die kleinste gute Handlung dem Menschen von grösstem Nutzen seyn kann.

Ein Opfer der Menschenliebe.

Ein Officier war so unglücklich, ein Bein zu brechen. Kaum war jedoch der Bruch von einem geschickten Wundarzte eingerichtet, und wieder Hoffnung zur Genesung vorhanden, so kam ein kleines Kind in das Zimmer des Officiers. Er lag auf seinem Ruhebette, dem Kamine *) gegenüber. Das Kind spielte einige Zeit am Kamin, glitt end-

*) In Italien, wo das Holz sehr wenig und theuer ist, erwärmt man die Zimmer nicht durch Oefen, sondern durch sogenannte Kamine. Der Schlott

lich aus, und stürzte in das Feuer. Welch ein Schrecken für den Officier, der auf sein Bein nicht treten konnte, wollte er es sich nicht neuerdings brechen, und neuerdings die Schmerzen der Operation erdulden, die vielleicht nicht einmal wieder so glücklich ausfallen konnte! Aber es war um das Leben eines Menschen zu thun! Er besann sich demnach nicht lange, stand auf, rettete das Kind, brach jedoch dabey zum zweitenmale das Bein. Welch eine edelmüthige Aufopferung, die zur Zeit der Noth des Andern der eigenen vergißt!

Das Opfer der Unbesonnenheit.

Fritz war ein flüchtiger, unbesonnener Knabe. Eines Tages hatte er sich wieder, wie gewöhnlich, im Laufen mit seinen Gespielen erhitzt. Um sich abzukühlen, entkleidete er sich bis aufs Hemd, stürzte schnell ein Glas kaltes Wasser hinunter, und stellte sich endlich sogar, um dem Spiele der Uebrigen zuzusehen, an ein Fenster, wo starke Zugluft war. So konnte es nicht anders geschehen, als

---

oder Schornstein hat nämlich in den Zimmern eine, in ansehnlichen Häusern mit Marmor verzierte, Oeffnung, worin das Feuer angemacht wird. Die Nachahmungssucht hat diesen Nothbehelf schön gefunden, und ihn, besonders in ältern Zeiten, auch in andern Ländern, jedoch nur in angesehenen Häusern, eingeführt.

daß der Schweiß zurücktrat. Noch den nämlichen Abend klagte er über Kopfweh' und Schmerzen in der Brust. Man brachte ihn zu Bette, und hoffte, daß es den andern Tag schon wieder gut um ihn stehen würde. Aber weit geirrt! Das Uebel vermehrte sich von Tag zu Tag, und bald zeigte es sich, was die Ursache seines schnellen Verblühens gewesen. Vergebens waren alle Arzeneymittel. Beynahe ein halbes Jahr brachte der unbesonnene, die ihm sooft wiederholte Ermahnung seiner Aeltern und Lehrer, sich, wenn man erhitzt ist, nicht schnell abzukühlen und zu trinken, nicht beachtende Knabe auf dem Krankenbette zu, bis endlich der Tod sein trauriges Leben endete. Oft sagte er während seiner Krankheit: „Gern wollt' ich sterben, könnte ich mir nur nicht selbst den Tod so muthwillig zugezogen!“ Was seine guten Aeltern dabey litten, läßt sich nicht beschreiben.

Lohn der Redlichkeit.

Marie, ein armes Landmädchen, wurde von ihrer Mutter zur Stadt geschickt, um dort einige Schock Eyer zu verkaufen. Die Eyer waren schnell verkauft. Das dafür erlöste Geld wickelte sie in ihr Taschentüchelchen, und machte sich fröhlichen Sinnes wieder auf den Heimweg. Schon hatte sie die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als sie nach ihrem Reichthum sehen wollte, und gewahrte, daß

Tüchelchen und Geld fort waren. Ach, der Verlust einer ganzen Schiffsladung kann für den Eigenthümer derselben nicht niederschlagender seyn, als für das arme Mädchen, der Verlust weniger Groschen. Da ihre Mutter äußerst arm, dazu etwas jähzornig war, so kannte ihre Angst keine Grenzen. Sie glaubte daher, am besten zu thun, wenn sie wieder umkehrte, um das Verlorne entweder selbst zu finden, oder eine redliche Seele zu treffen, die es gefunden, und es ihr wieder geben würde. Weinend trat sie den Rückweg an und schon hatte sie beynahe alle Hoffnung aufgegeben, das Verlorne wieder aufzufinden, als ihr ein Herr zu Pferde begegnete, und sie fragte, warum sie denn so bitterlich weine. Kaum konnte sie ihm vor Weinen das große Unglück, das sie betroffen, erzählen. „Sey ruhig, liebes Kind, sagte der Reiter; ich habe dein Tüchelchen unweit der Stadt gefunden.“ Bey diesen Worten zog er ein schönes seidenes Schnupftuch aus der Tasche, und hielt es ihr hin. „Hier, nimm es,“ fuhr er fort. „Ach, du lieber Gott, rief das noch immer weinende Mädchen, wie käme ich zu einem so schönen Tuche! Das meinige ist nur wenige Kreuzer werth. Ach, wäre nur kein Geld darin gewesen, ich würde mich wenig darum kümmern; aber das Geld sollte mich und meine Mutter auf ein Paar Tage nähren.“ „Nun, so ist's dieses gewiß, versetzte der menschenfreundliche Mann; ich habe es herausgenommen, und zu meinem übrigen Gelde gethan.“ Damit zog er einen Ducaten hervor, wickelte ihn

in das Tuch, und richtete es ihr mit den Worten: „Hier hast du alles, was du verloren. Nimm es, gutes Mädchen!“ Allein Marie betheuerte es hoch und theuer, daß weder Tuch, noch Geld, ihr gehöre, und weinte noch mehr, als es ihr der edle Finder nicht glauben wollte. Da sie durchaus nicht dahin zu bringen war, beyde Stücke für ihr Eigenthum zu erkennen, sagte endlich der freundliche Mann: „Nun, weil du denn nichts von diesem als dein erkennen willst, so wirst du doch wenigstens dieses Tüchelchen hier als das deinige erkennen?“ Hiermit zog er das ihrige, welches er auf der Straße gefunden, aus der Tasche, und warf es ihr zu. Ihre Freude kannte keine Grenzen, als sie ihr Tüchelchen wieder erblickte; sie rief dem redlichen Finder tausend Dank zu, und wollte sich freudig auf den Heimweg machen. Allein der Mann, der sie gleich anfänglich liebgewonnen, da er eine edle Seele in ihr entdeckte, zwang sie, auch sein Tuch mit dem Ducaten anzunehmen. „Dieses, sprach er, verdienst du deiner Ehrlichkeit wegen. Hättest du gesagt, es wäre jenes, welches du verloren, so hättest du weder das eine, noch das andre, bekommen, weil du gelogen hättest. Bleib' immer so ehrlich, und es wird dir immer gut gehen, denn Ehrlichkeit wird am Ende doch belohnt.“ Keine Feder ist im Stande, die Freude des guten Mädchens zu beschreiben. Wäre einem andern eine Million zu Theile geworden, sie würde ihn nicht höher erfreut haben, als dieses Geschenk das arme Mädchen. Sie kam mehr nach Hause geflogen, als gegangen,

denn sie glaubte, nicht früh genug der Mutter die freudenvolle Nachricht mittheilen zu können. Auch diese dankte Gott mit Thränen für das großmüthige Geschenk, segnete den edeln Geber, und drückte das gute Mädchen ans Herz, daß es sich nicht durch die Hoffnung eines reichen Gewinnes habe verleiten lassen, die Wahrheit zu verläugnen. Ein glückliches Loos ward ihr auch in der Folge zu Theil.

Der Sieg kindlicher Liebe.

In China besteht das Gesetz, daß obrigkeitlichen Personen, wenn sie Betrügereyen begehen, die Hände abgehauen werden. Ein Mandarin *) ward dieser Strafe schuldig befunden; und eben sollte sie an ihm vollzogen werden, als seine Tochter, mit allem Reize der Jugend und Unschuld geschmückt, seine Befreyung zu erwirken suchte. Sie warf sich zu den Füßen des Kaisers, und sprach: „Großer Kaiser, ich will es nicht läugnen, daß mein Vater das Schicksal verdient hat, welches ihn jetzt erwartet. Das Gesetz verlangt seine Hände als ein Opfer. Hier sind sie, gerechter Kaiser, fuhr sie fort, indem sie ihre Hände zu ihm empor hob; auch diese gehören meinem Vater. An diesen sollen die strengen Gesetze erfüllt werden, um die Hände desjenigen zu retten, der mir das

*) Ein vornehmer Staatsbeamter, Statthalter.

Leben gab, und für mein Wohl zärtlich besorgt ist!“

Der Kaiser ward durch diesen kindlichen Edelmuth außerordentlich gerührt. Der Vater wurde begnadiget; und die edelmüthige Tochter bewunderte und ehrte der ganze Hof, und wer die schöne That erfuhr, segnete die Edle, und stellte sie als Muster und Beyspiel allen übrigen auf.

Lohn kindlicher Liebe.

Ein in der Folge berühmter Feldherr war in seiner Jugend Page oder Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Zweyten, Königs von Preussen. Außer den Nachtwachen, die er, in dem Vorzimmer des Königs, für sich selbst verrichten mußte, that er deren noch manche für andre Edelknaben, und das Geld, welches er von ihnen dafür bekam, schickte er seiner armen Mutter. Einst, da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedene Male: allein Niemand kam. Nun trat der König in das Vorzimmer, um zu sehen, ob denn kein Edelknabe zugegen sey. Da erblickte er zwar den Knaben, aber eingeschlafen am Tische sitzend. Vor ihm lag ein Brief. Der König trat leise näher, nahm den Brief, und las:

„Theuerste Mutter!“

„Heute ist es bereits die dritte Nacht, daß ich für Geld die Wache habe. Beynahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie, meine liebe Mutter! verdient und erspart habe, und diese schicke ich Ihnen hiermit.“

Der König ward durch den Edelsinn dieses mit vollem Rechte so genannten Edelknaben innigst gerührt, er weckte ihn nicht, legte den Brief wieder hin, holte zwey Rollen Ducaten, steckte ihm davon in jede Tasche eine, und verließ das Gemach.

Nach einiger Zeit erwachte der Knabe, und erschrack heftig, als er seine Taschen befühlte, und das Geld darin fand. Er zweifelte nun keinen Augenblick, daß der großmüthige König ihn im Schlafe überrascht habe. Er warf sich demnach am Morgen demselben zu Füßen, bat ihn, es ihm zu verzeihen, daß er geschlafen, und dankte ihm mit Thränen für das wahrhaft königliche Geschenk. Der König, anstatt über ihn zu zürnen, lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn bald hernach zum Officier, und bestritt auch noch alles, was er zu seiner neuen Stelle bedurfte.

Loos des Verschwenders.

Heinrich F** hatte das Schreinerhandwerk erlernt, und wünschte nun auch eine eigene Werk-

stätte. Ein braver Mann lieh ihm hundert Thaler, um Meister zu werden, und sich das Nothwendigste anzuschaffen. Wer war nun froher, als Heinrich. Schon erblickte er seine Werkstätte stattlich eingerichtet, schon berechnete er, wie viel er in Jahr und Tag mit seinem Fleiße gewinnen würde. Frohgelaunt, wie er jetzt war, ging er in ein Weinhaus, indem er zu sich selbst sagte: du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun. Auf dem Wege dahin sprach freylich eine leise Stimme in ihm: Noch ist es nicht Zeit, dir von diesem Gelde etwas zu gute zu thun; denk' vielmehr darauf, die Schuld bald wieder abbezahlen zu können, und zieh' jeden Häller genau zu Rathe. Allein diese warnende Stimme seines Innern wußte er bald zu beschwichtigen: daß er doch wohl von so vielem Gelde einen halben Thaler einmal daran wenden dürfe, sich eine Freude zu machen, indem denn doch noch neun und neunzig und ein halber Thaler übrig blieben, die zu dem für sein Gewerbe Benöthigten hinreichten; auch könne ja sein Fleiß bald wieder so viel gewinnen. Mit dergleichen und ähnlichen Vorstellungen suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Der Arme! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben. Den zweyten Tag erinnerte er sich lebhaft wieder des den vorigen genossenen Vergnügens, und machte sich schon kein Bedenken mehr, noch einen halben Thaler auf die nämliche Weise zu verschwenden, damit er, wie er meinte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielt. Aber damit

war nun seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und sie eben so, wie die ersten, durchbrachte. „Es ist ja immer nur Ein Thaler; ich werde doch genug übrig behalten," so dachte er in seiner irrigen Meinung, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhe. Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu gering schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen. Darüber gerieth er in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust mehr zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht recht froh werden, wenn er bey sich überdachte, daß sein Geld von Tag zu Tag immer mehr sich vermindere, und er am Ende nicht mehr zum Ziele gelangen werde, weil er nicht hoffen dürfte, daß ihm sein Wohlthäter noch einmal hundert Thaler leihen würde, da er die ersteren so liederlich durchgebracht habe, ohne einzusehen, wie er sie wieder bezahlen könne. Mit dem letzten Thaler, den er ins Weinhaus mit den Worten trug, „wo der erste ist, dahin gehört auch der letzte," war seine Lust zur Arbeit gänzlich verschwunden. Er ward bald des Lebens überdrüßig, weil er nur eine trübe Zukunft vor sich sah. In dieser verzweifelungsvollen

Lage

Lage gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. So brüchte er einige Zeit sein fluchwürdiges Leben hin, als endlich die ganze Gesellschaft eingefangen wurde. Er mußte mit seinen schändlichen Gefährten gleiches Schicksal theilen, und mit ihnen auf dem Rabenstein sein Daseyn enden. Hätte der Unglückliche gleich anfangs der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre er nicht in das Weinhaus gegangen, wohin ihn eine böse Begierde lockte, so hätte er ungezweifelt glückliche Tage verlebet, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden, und als ein geachteter Mensch und Bürger sein Leben beschließen können, während er jetzt seinen Mitmenschen verderblich ward, und sein Andenken selbst brandmarkte.

Die Brandsteuer.

Die Bewohner eines Dorfes, welches durch einen Blitzstrahl, der eine volle Scheune entzündete, ganz in die Asche gelegt worden war, hatten, vorzüglich bey dem Mangel einer wohlthätigen Brandversicherungsanstalt, kein anderes Mittel, wieder unter ein Obdach zu kommen, als ein Paar Männer aus der Gemeinde abzusenden, um die benachbarten glücklicheren Gegenden um eine milde Beysteuer für die Verunglückten anzusprechen.

Eines Tages langten sie auf dem Hofe eines sehr wohlhabenden Landmannes an. Sie trafen denselben vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es eben einem Knechte ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht habe. „O weh, der Mann ist genau: da wird es nicht viel geben," sprach der eine. Nun ward der Eigenthümer des Hofes die Fremden gewahr, und führte sie ins Haus. Sie erzählten ihm das sie und ihre Gemeinde betroffene Unglück, und baten um eine kleine Beysteuer. Wie groß war ihr Erstaunen, als er ihnen eine ansehnliche Summe Geldes gab, und dabey noch versprach, einige Scheffel Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu senden. Hierauf mußten sie mit ihm frühstücken. Da konnten sie sich in ihrer dankbaren Rührung nicht enthalten, ihrem Wohlthäter zu gestehen, daß seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr auffallend sey, da sie ihn wegen des kurz vorher einer Kleinigkeit wegen einem Knechte gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten. „Liebe Freunde, sagte er, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rath hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können."

Sieg der Tugend über das Laster.

In einem Schlosse reinigte ein Kaminfegerjunge früh Morgens einen Schornstein, der durch

einen Kamin in das Schlafgemach der Frau des Schlosses führte. Es fiel ihm nun auf einmal ein, sich im Gemache etwas umzusehen. Als er Niemanden in demselben bemerkte, besah er genau alles, was sich darin befand. Endlich trat er zu einem Spiegel, unter dem eine goldene, mit Diamanten besetzte, Repetieruhr hing. Er nahm sie in die Hand, betrachtete und bewunderte sie, und gerieth in Versuchung, sie zu sich zu stecken. Nimm sie, sagte er zu sich selbst, die Eigenthümerin des Schlosses ist reich: was liegt ihr an einer solchen Uhr. Du bist ein armer Teufel, der immer hungert: wenn du sie verkaufest, kannst du reich werden. Wem wird es einfallen, daß sie durch den Schornstein den Weg genommen. — Aber, rief eine leise Stimme in seinem Innern ihm zu, du sollst nicht stehlen! Auch würde mir, sagte er weiter zu sich, mein Herz nie mehr einen fröhlichen Augenblick gönnen. Nein, ich mag die Uhr nicht. Damit hing er sie wieder an die Wand, und ging frohen Sinnes an seine Arbeit, in der festen Meinung, daß ihn Niemand gesehen habe. Allein er wurde doch von einem Mädchen bemerkt, welches sich in dem daran stossenden Zimmer befand, dessen Thür ein wenig geöffnet war. Sie meldete den Vorfall der Gräfin. Diese ließ den Jungen rufen, lobte ihn, daß er der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und gab ihm manche gute Lehre, auch fortan nicht von dem Wege der Tugend zu weichen. Zugleich erbot sie sich, ihn, wenn er ein

anderes Handwerk zu erlernen wünschte, dabey zu unterstützen. Und als er den Wunsch äußerte, noch mehr in der Schule lernen zu können, so erfüllte sie diesen seinen Wunsch, ja sie nahm sich des Jungen so sehr an, daß er durch sie einer der glücklichsten, geachtetsten, und nützlichsten Menschen ward, und als er in einem hohen Alter starb, allgemein bedauert wurde.

Der König und der Bauer.

Ein König ritt bey einem Acker vorbey, den eben ein etwas schon bejahrter Landmann pflügte. Gehört das Feld dein? fragte der Fürst den Bauer. Nein, Herr, versetzte dieser: ich pflüge es für Lohn. Und wie viel bekommst du für deine Arbeit? Acht Groschen. Und wie verwendest du diese acht Groschen? Wie ich sie verwende? Zwey Groschen gehören für mich und mein Weib zur Nahrung; mit zweyen bezahle ich Schulden; zwey lege ich auf Zinsen, und zwey verschenk' ich. Der König verlangte von ihm: sich bestimmter zu erklären. Was die zwey ersteren Groschen betrifft, sagte der Bauer, so ist ihre Verwendung klar. Was die zwey anbelangt, mit denen ich Schulden bezahle, so hat es damit folgende Bewandtniß: Ich habe zu Hause noch meine Aeltern, welche, ihres hohen Alters wegen, nichts mehr verdienen können. Weil sie mich nun in meiner Jugend ernährt haben, so bin ich ja schuldig, sie in ihrem Alter zu ernähren.

Diese Schuld trage ich nun täglich mit zwey Groschen ab. Das dritte Paar Groschen, von denen ich sagte, daß ich sie auf Zinsen lege, verwende ich auf die Erziehung meiner zwey Kinder, in der Hoffnung, daß sie mich, wenn ich nicht mehr arbeiten kann, auch ernähren werden. Mit den letztern zwey Groschen aber, die ich, wie gesagt, verschenke, ernähre ich aus brüderlicher Liebe meine beyden armen und kränklichten Schwestern.

Dem Könige gefiel diese Verwendung des Arbeitslohnes des Landmannes so wohl, daß er ihn erst reichlich beschenkte, und in der Folge aus einem armen zu einem wohlhabenden Manne machte.

Der dankbare Jude.

Ein nach Holland segelndes Schiff strandete, und alle darauf befindlichen Menschen geriethen in Gefahr, umzukommen. Mehrere kletterten auf den Mastbaum. Ein Jude versuchte es ebenfalls, sich auf diese Weise zu retten: allein es war kein Platz mehr für ihn. Wehmüthig bat er einen Landmann, ihm zu seiner Rettung verhülflich zu seyn. Dieser, der bereits auf dem Baume sich befand, erlaubte demselben, sich an ihn anzuklammern. Der Jude that's, und wurde, durch ein herbeygeeiltes Schiff, mit den übrigen gerettet. Der Jude wußte nun nicht, wie er sich gegen seinen Lebensretter dankbar bezeigen sollte, da er von dem

Vorrathe, den er bey sich hatte, nicht wohl etwas entbehren konnte. Er befragte nun den wackern Landmann, wie er heiße und wo er wohne, und schrieb sich alles genau in seine Schreibtafel, indem er zugleich den Bauer versicherte, daß er keine heiligere Pflicht kenne, als sich dankbar gegen ihn zu erweisen. „Ich übte nur Menschenpflicht, sagte der Landmann, und verlange weder Dank noch Lohn. Der Himmel war der Retter von uns beyden. Geh' in Gottes Namen.“

Schon war ein ganzes Jahr verflossen, und der Jude hatte nichts mehr von sich hören lassen. Nun aber erhielt der Schulze des Dorfes, wo der Retter des Juden wohnte, ein Schreiben, dem große Stücke schöner Zeuge für den Landmann und seine ganze zahlreiche Familie beygefügt waren. In dem Briefe selbst befanden sich fünfzig Ducaten, mit der Bitte, alles dem menschenfreundlichen Manne zu übergeben.

Der Schulze ließ den Bauer rufen, las ihm den Brief, und übergab ihm vorerst die Stücken Zeug. Dieser, der noch in seinem Leben kein solches Geschenk erhalten, wußte nicht, wie ihm geschah, und weinte vor Freuden. Und als ihm erst der Schulze das viele Geld auf den Tisch legte, da wußte er sich vollends nicht zu fassen. „Nein, rief er endlich, nein, das kann ich nicht nehmen! Es ist schon das Eine zu viel. Da würde ich ja mit einem Male ein reicher Mann, und der Jude arm!“

„Es würde den dankbaren Geber sehr kränken, wenn Ihr es nicht nehmen würdet," sagte der Schulze.

„Nun denn, fiel ihm der Landmann ins Wort, so will ich annehmen, was mir Dankbarkeit und Großmuth spenden. Gott segne den Geber, und mache alle Juden selig!"

Schöner Sinn.

Ein Taglöhner hatte sein seit vielen Jahren sauer Erspartes seinem Pfarrer geliehen, ohne daß ihm dafür Zinsen bezahlt worden wären. Vermuthlich sollten sie ihm einst zum Kapitale geschlagen werden. Nun starb der Pfarrer. Das Gericht nahm dessen Vermögen in Beschlag. Nachdem alles ordentlich beschrieben war, berief man auch den Taglöhner, sein Kapital sammt den Zinsen in Empfang zu nehmen. Allein der arme Mann war durchaus nicht zu überreden, die Zinsen anzunehmen, ob man ihn gleich versicherte, daß sie ihm vor Gott und der Welt gebührten. „Soll ich, sagte der edle Mensch, dem ein edler Herz unterm schlechten Kittel schlug, als so mancher Stern bedeckt, Zinsen von einem Manne nehmen, der mich so viel Schönes und Gutes gelehrt hat?"

Lohn der Tugend.

Ein Handwerksmann war durch Krankheit, Theurung und nahrungslose Zeiten so zurückgekommen, daß er genöthiget wurde, manchmal die Hülfe gutherziger Menschen anzusehen, um mit seiner zahlreichen Familie nicht dem Hungertode zu erliegen. Als er eines Tages wieder sich zu einem Manne verfügte, dessen wohlthätige Gesinnungen ihm aus manchem schönem Beweise bekannt waren, traf er denselben leider nicht zu Hause. Der Mann war über Land gegangen. Da die Noth des armen Handwerksmannes dringend war, so entschloß er sich, ihn auf dem Lande aufzusuchen. Auf dem Wege mußte er die Heerstraße betreten, auf welcher es eben damals der Messe wegen sehr lebhaft war. Gott, wenn ich nur den Ueberfluß von so manchem hätte, rief er, wie reich, wie glücklich wäre ich! Während er so jammerte, flog ein Wagen vor ihm vorbey, der mit Reisenden besetzt und schwer bepackt war. Unser Wanderer nahm den nemlichen Weg, und fand, als der eilende Wagen schon längst seinen Blicken entschwunden, einen schweren Pack auf der Straße liegen. Ey, sieh da, rief er, dieß haben die Reisenden, die mit so eben begegneten, verloren. Aber wie erfahren sie es? Sie sind schon lange über alle Berge. O wie hart werden sie die Sachen vermissen! Und nun hob er den Pack vom Boden auf, und erstaunte

nicht wenig, als er gewahrte, daß wohl ein Paar Tausende darin enthalten seyn möchten. Mit der größten Anstrengung, Behutsamkeit und Sorgfalt schleppte er jetzt das Ganze nach dem zum Glücke nicht allzuweit entfernten Sitze eines Landgerichtes, um es dort zu hinterlegen, und Anstalten zu treffen, den Eigenthümer auszuforschen, um es ihm zustellen zu können. Allein ehe noch dieses geschah, wurde schon in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht: daß ein von der Messe nach Hause kehrender Handelsmann eine Summe von zweytausend Thalern verloren habe; zugleich ward dem redlichen Finder ein Geschenk von hundert Thalern versprochen. Es währte auch nicht lange; und den Kaufmann war wieder im Besitze seines Geldes. Den Handwerksmann erhielt die dem Finden zugesicherten hundert Thaler. Er weinte Freudenthränen, als ihm das Geld zugezählt wurde, und dankte Gott mit gerührtem Herzen für die ihm so unverhofft gewordene Hülfe. So reich war er noch in seinem ganzen Leben nicht gewesen; und ihm nun mit einem Male geholfen. Er konnte seines und den Hunger seiner Familie stillen, konnte sich einen kleinen Vorrath für sein Gewerbe beyschaffen, und dadurch sein und der Seinigen Glück für immer gründen. Nie kam er mehr in den Fall, zu fragen: wo nehm' ich Brot her, daß ich und die Meinigen nicht umkommen? „So, sagte er oft zu seinen Kindern, wenn sie sich Abends nach vollbrachtem Tagewerke im frohen Kreise um ihn her versammelten, so lohnt der Himmel den, der redlich handelt und auf ihn vertraut. Folgt

meinem Beyspiele, und ihr werdet glücklich werden, wie ich es jetzt bin.“

Der belohnte Edelmuth.

Wiederholte Unglücksfälle hatten eine schon bejahrte Wittwe in die tiefste Armuth gestürzt. Ein reicher Anverwandter, der sie hätte unterstützen können, wollte nichts von ihr wissen. In dieser traurigen Lage ward eine treue Magd, die seit vielen Jahren bei dieser Frau diente, ihr Schutzengel. Die liebreiche Behandlung, die sie während ihrer ganzen langen Dienstzeit erfuhr, bestimmte sie, sich jetzt dafür dankbar zu beweisen.

Als nun ihre Dienstfrau ihr sagte, daß sie sich nun einen andern Dienst sehen möchte, erwiederte sie: „Nein, ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir so viel Gutes erwiesen, und nun sollte ich niedrig genug handeln, und Sie verlassen, verlassen zu einer Zeit, wo Sie meiner mehr als je bedürfen? Nein, so undankbar handle ich nicht. Es hat mich bisher ohnehin oft genug gekränkt, daß sich nie eine Gelegenheit darbot, mehr als meine Schuldigkeit zu thun. Ich verlange keinen Lohn. Ich besitze Geld und Kleider, und kann mir manches durch meiner Hände Arbeit erwerben, um Sie und mich zu ernähren.“

Die Wittwe ward durch dieses großmüthige Anerbiethen innigst gerührt, und nahm es auch, nach langer Weigerung, an. Durch einen Zeitraum von

zwey vollen Jahren ernährte die Edle die Wittwe und sich selbst, durch ihrer Hände Arbeit, bis endlich erstere starb. ——

Doch die Tugend sollte nicht unbelohnt bleiben. Wenige Wochen vor dem Tode der Wittwe war auch ihr reicher, harter Verwandter gestorben, der sie hülflos in ihrem Elende ließ. Da er außer ihr keine Verwandten hatte, so fiel derselben sein ganzes beträchtliches Vermögen zu. Allein es war zu spät, um davon Gebrauch machen zu können. Eine schon durch eine längere Zeit anhaltende schwere Krankheit ließ es sie, da solche von Geistesverwirrung begleitet war, nicht einmal fühlen, welch ein Glück ihr geworden. Sie war daher auch nicht im Stande, etwas zum Besten der treuen Freundin zu verfügen. Und so ging die Edle bey dem Tode derselben leer aus; denn da sie keine Verwandten hinterließ, so fiel, nach den Gesetzen, die ganze beträchtliche Erbschaft der landesfürstlichen Kasse zu.

Doch der biedre Landesfürst hatte von dem Edelmuthe der treuen Dienerin Nachricht erhalten, und schenkte ihr die ganze Erbschaft. „Nein, sprach er, eine solche That darf nicht unbelohnt bleiben. Alles soll ihr seyn.“ Und alle Guten und Edeln freuten sich der fürstlichen Großmuth, segneten den edeln Belohner der Tugend, und die treue Magd wurde noch spät als ein Muster und Beyspiel von Edelsinn gerühmt.

Nächstenliebe.

Ein Handwerksbursche, der schon monatelang, ohne irgendwo Arbeit zu finden, mehrere Gegenden durchwandert hatte, blieb, von Hunger, Ermüdung, und Elend erschöpft, nicht weit von einem Dorfe hülflos liegen. Mehrere gingen vorüber, ähnlich dem Leviten, ihn höchstens bedauernd. Bald ward dieses im Dorfe bekannt geworden. Die Frau eines Landmannes, die schon so manche Wohlthat an Nothleidende gespendet, hatte nicht sobald davon gehört, als sie auch schon ihren Mann zu überreden suchte, den Unglücklichen heimzuhplen, und ihm zu helfen, so gut sie könnten. Ihr Mann wollte nicht sogleich einwilligen: auch befürchtete er, daß er durch ihn vielleicht eine ansteckende Krankheit ins Haus bringen könnte. Nun bewog ihn seine Frau, es doch vor allen wenigstens der Gemeinde anzuzeigen, und zum Besten des armen Menschen zu sprechen. Er that es: allein seine Worte fruchteten nichts. Die Gemeindevorsteher wollten sich dadurch keine neuen Lasten auflegen, da sie, wie sie sagten, der Armen und Hülfsbedürftigen selbst genug hätten, mithin sich um Fremde nicht bekümmern könnten; die gewöhnliche Sprache, wenn man nicht gerne hilft.

Dieß empörte den biedern Landmann. Voll Unwille entriß er sich ihrer Mitte, indem er rief: „Nun, so laßt ihn auf der Straße sterben, weil

er nicht zu euch gehört, ihr, denen kein Menschenherz im Busen schlägt.

Diese Nachricht, die er nach Hause brachte, war ein kräftiger Beweggrund für ihn, sich des Unglücklichen thätig anzunehmen. „Will sich kein Mensch des Armen annehmen, so wollen wir barmherzige Samariter seyn," sagte der Landmann. „Und wer Hülfe bedarf, dem muß man helfen," sagte die Frau. „Spann die Pferde vor den Wagen, und bring' den Verlassenen herein ins Haus." Dieser erfüllte den Wunsch seiner Frau: und nach kurzer Zeit war der Arme unter ihrem Dache. Er erhielt reine Wäsche; und man rief einen Arzt. In kurzer Zeit ward derselbe wieder hergestellt, und sein Dankgefühl kannte keine Grenzen. Er nahm nun Arbeit in dem Dorfe, heirathete nach mehreren Jahren die Frau seines Meisters, und ward ein glücklicher Familienvater. Täglich sprach er im Hause seiner Wohlthäter zu, denen die Erinnerung an das Glück des ohne ihre edle Handlung ungezweifelt dem schrecklichsten Schicksale preisgegebenen Mannes die höchste Seligkeit gewährte, so wie dieser für ihre edle That sie, so lange er lebte, dankbar segnete.

Großmüthige Menschenliebe.

Der Etschfluß war durch die Zerschmelzung des Eises bis zu einer ungewöhnlichen Höhe angewachsen, und zertrümmerte eine Brücke bey Verona.

Von den mittlern Wogen mit einem darauf befindlichen Zöllnerhäuschen verschonten die tobenden Fluthen. Die Zertrümmerung geschah in so schneller Eile, daß sich der Zöllner mit seiner Familie nicht mehr retten konnte. Das Jammern derselben, das Geschrey der Kleinen, da auch dem noch übrigen Pfeiler sammt dem Häuschen die Gewalt der empörten Wogen Einsturz drohte, war herzzerreissend. Tausend müssige, nur für ihr theures Ich besorgte Gaffer umflutheten die Ufer des Flußes: allein zur Rettung der mit jedem Augenblicke dem Tode Nahen erhob sich auch nicht Einer. Nur leeres Bedauern und Wünsche hatte die gaffende Menge. Doch jetzt regten sich die Gefühle thätigen Mitleides doch wenigstens in Eines Menschen Herz: und aus dem Gewühle trat ein reicher Graf hervor. Polverini war der Name des Edeln. Er bot hundert Louisd'or dem, der den Muth habe, die Unglücklichen zu retten. Wohl blendete das Gold manchen: allein jeder zog demselben doch sein Leben vor, da die Fluthen wie die Wellen des Meeres zur Zeit des wüthendsten Sturmes einherrauschten. Und doch war jeder Augenblick mit Gefahr des Todes für die Unglücklichen verbunden. Da kam, wie von dem Himmel gesandt, ein schlichter Landmann des Weges. Er sah die drohende Gefahr. Ihm schlug ein Menschenherz im Leib'; und so besann er sich nicht lange, da er des Ruderns kundig war, band einen am Ufer befindlichen Kahn los, und kämpfte sich, vertrauend auf Gott und seine Kraft, frohen Muthes durch die wüthenden

Fluthen, während er der ihm ihre bittenden Hände wehmuthig entgegen haltenden Familie Trost zusprach. Der Himmel begünstigte seine That. Glücklich gelangte er ans Ziel, nahm die ihn Segnenden in seinen Kahn auf, und brachte sie alle unverletzt ans Gestade. Allein kaum lagen sie, dankend Gott und ihrem Erretter, in bethender Stellung am Ufer: als auch der letzte Bogen mit dem darauf befindlichen Häuschen mit donnerähnlichem Krachen in die Fluthen sank. Tausend Stimmen brachen nun in lauten Jubel über die glücklich gelungene Rettung aus: und der edelmüthige Graf bot dem Retter die versprochene Summe. Allein der biedere Landmann sprach: „Was ich gethan, habe ich nicht des Geldes wegen gethan. Mir ist mein Leben für Gold nicht feil. Gebt das Geld der Familie, die all das Ihrige verloren.“ Und kaum als er geendet, hatte er sich auch schon unter der Menge verloren. Das Bewußtseyn seiner schönen That, dem er doch nicht entrinnen konnte, war dem Edeln Lohn genug.

So rächt sich der Edle.

Der Großhändler K*** zu Z*** war einer der edelsten Menschen, der von seinem großen Vermögen den schönsten Gebrauch machte, indem er zur Arbeit unfähige Alte und Kranke kräftig unterstützte, für Waisen und Wittwen sorgte, und

armen Handwerkern Geldvorschüsse ohne Zinsen machte. Einst hatte er vor dem Thore einen Garten angelegt, einzig um mehreren Menschen Arbeit und Brot zu verschaffen. An diesen Garten stieß ein Acker, der von seinem Eigenthümer wenig benützt wurde. K * * wünschte, denselben zu besitzen, um dadurch seinen Garten zu vergrößern. Er war bereit, dafür so viel zu geben, als man fordern würde. Allein der eigensinnige Besitzer war durch keine Vorstellungen zu bewegen, das Grundstück um was immer für einen Preis wegzugeben. Nach einiger Zeit ward aber derselbe durch Mißwachs und andre Unglücksfälle so gebeugt, daß er sein Feld freywillig dem Kaufmann feilbot. Dieser wunderte sich anfangs, daß er sich eines andern besonnen: allein als er die Ursache erfuhr, fiel es ihm nicht mehr auf. Und wie benahm sich jetzt der Mann? Benützte er die Noth des Armen zu seinem Vortheile, und drückte ihm das Grundstück um ein Spottgeld ab? O nein! Er gab ihm viermal mehr, als er forderte und der Acker werth war. Ja, er ging noch weiter, und lieh ihm, um sich wieder helfen zu können, einige hundert Thaler ohne Zinsen. Diese Großmuth bewirkte eine gänzliche Aenderung in dem sonst leicht- und starrsinnigen Landmanne; er wurde von nun an, einer der ordentlichsten, fleißigsten, und gefälligsten Menschen in der ganzen Gegend, und hinterließ, als er in einem hohen Alter starb, seinen Kindern ein nicht unbedeutendes Vermögen.

Der Räuber.

Nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wüthete zu Paris eine fürchterliche Hungersnoth. Zwar wurde der Armuth hier und da Hülfe gereicht; allein der Armen waren zu viele, und das Unglück von Tausenden hatte den höchsten Grad erreicht. Eines Abends, als der reiche von S**, nur von einem Diener begleitet, von einem Besuche wieder in seine Wohnung zurückkehrte, machte sich ihm in einer abgelegenen Gasse ein Mann, setzte ihm eine Pistole auf die Brust, und forderte seine Börse. Aber seine Hand zitterte, und sein ganzes Benehmen verrieth, daß er in dem Handwerke noch wenig geübt sey. „Ihr seyd an den Unrechten gerathen, sagte von S**: durch mich werdet ihr nicht reich werden, denn ich habe nur wenig Geld bey mir, das ich euch gern geben will.“ Der Räuber nahm das Geld, und ging, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Nun hieß von S** seinen Diener, dem Räuber zu folgen, um seinen Schlupfwinkel auszuforschen. Er that, was man ihn hieß, folgte demselben durch einige enge Gassen, sah ihn bey einem Bäcker Brot kaufen, und das ihm von seinem Herrn gegebene Geld verwechseln. Zehn oder zwölf Häuser davon entfernt, ging er in ein Haus, stieg vier Treppen hinauf, und öffnete die Thür einer ärmlichen, nur von dem Mondlichte beleuchteten, Kammer. Wei-

ter konnte ihm der Diener nicht folgen, ohne sich zu verrathen; auch befürchtete er, beraubt oder gar ermordet zu werden.

Der Diener berichtete nun seinem Herrn, was er gesehen. Dieser ließ sich hierauf von demselben den folgenden Tag früh Morgens zur bezeichneten Wohnung führen. Vor dem Hausthore waren eben ein Paar Mägde beschäftiget. Diese fragte er, wer in dem vierten Stockwerke wohne. „Ach du lieber Gott, versetzte die eine, ein Schuhmacher, ein sehr redlicher, freundlicher und gefälliger Mann, aber dabey so arm, daß er nicht ärmer seyn könnte.“ „Und zugleich hat er eine zahlreiche Familie, für die er in diesen theuern Zeiten nicht Brot genug schaffen kann,“ setzte die andre bey. Hierauf stieg von S** zu dem Manne hinauf, und es bot sich ihm in den in Lumpen gehüllten und von Hunger abgezehrten Kindern ein herzzerreissender Anblick dar. Der Unglückliche erkannte augenblicklich den Mann, den er Abends vorher beraubt hatte. Er fiel ihm zu Füßen, und flehte, ihn nicht noch unglücklicher zu machen, als er bereits sey. Zu dem verzweifelten Schritte habe ihn, sagte er, nur das äußerste Elend seiner Familie vermocht, die er doch nicht erhungern lassen könnte. Auch Frau und Kinder umfaßten die Knie des edeln Mannes, und baten wehmüthig für Gatten und Vater, der einzig ihretwegen den gefährlichen Schritt gewagt. Der Menschenfreund ward durch das Elend dieser Unglücklichen gerührt.

Er entwarf dem Familienvater ein grelles Bild von dem Gefahrvollen, dem er auf dem betretenen Wege entgegen gehe, indem es ihn ungezweifelt an den Rand des Verderbens bringen, die Seinigen aber noch unglücklicher machen würde. „Hier habt ihr dreyßig Louisd'or, fuhr er fort. Ich schenke sie euch: Kauft Leder dafür, und es wird euch an Absatz der verfertigten Waare nicht fehlen.“ Mit Thränen dankten die Unglücklichen dem edeln Geber: und von diesem Augenblicke an ernährte sich die Familie ordentlich und auf redliche Weise. Und alle Jahre feyerten alle den Tag, da der Edle unter sie trat, und ihr Retter ward, als ihr höchstes Freudenfest.

Rache eines Wilden.

Ein Indianer hatte sich auf der Jagd verirrt, und gelangte endlich spät Abends ganz entkräftet, da er den ganzen Tag über nichts zu eßen und zu trinken bekam, an die Wohnung eines reichen Plantagen = oder Landgüter = Besitzers, der vor dem Hausthore saß. Er nahte sich demselben, und bat ihn wehmüthig, ihm nur in etwas seinen Durst und Hunger zu stillen. Doch dieser, dem, wie den meisten seiner Gefährten, kein menschliches Herz im Busen schlug, verscheuchte ihn mit den Worten: „Pack' dich, indianischer Hund!“

Monate vergingen, als dem Unmenschen gleiches Schicksal auf der Jagd zu Theile ward. Er verlor seine Gefährten, und irrte noch immer im Walde umher, als bereits der Abend schon lange angebrochen war. Endlich war er so glücklich, eine indianische Hütte zu entdecken. Er eilte darauf zu, und bat den Bewohner, ihn nach seiner Plantage, die er ihm zugleich bezeichnete, zu führen. „Gern, versetzte der Indianer: allein es ist bereits Nacht; der Weg ist ziemlich weit, und wir könnten uns in dem Walde leicht verirren. Bleib' die Nacht über bey mir.“ Der Europäer ließ es sich gefallen. Sein Wirth bediente ihn mit Wildpret, freute sich, als er mit Lust davon aß, und bereitete ihm auf dem Boden ein Lager von Thierhäuten.

Als der Morgen angebrochen, und die Sonne bereits die Gegend erhellte, machten sich beyde auf den Weg. Der Wilde begleitete seinen Gast bis an das Ende des Waldes, wo er bereits seine Besitzungen schon erblickte, und sich nicht mehr verirren konnte. Als sie sich eben trennen wollten, sah der Indianer seinem Gaste starr ins Gesicht, und fragte ihn: ob er ihn nicht mehr kenne. Augenblicklich erwachte in ihm der Gedanke, daß der Mann, der ihn so freundlich bewirthete und zuletzt noch auf den rechten Weg wies, kein andrer als der von ihm mit wilder Härte verscheuchte Indianer sey, und Scham und Schrecken bemächtigten sich seiner. Er bejahte seine Frage; und entschuldigte sein Betragen damit, daß er eben übler Laune

gewesen. „Die hättest du aber den Fremdling nicht entgelten lassen sollen, sagte der Wilde. Verscheuche doch wenigstens nicht mehr in Zukunft den Hülfebedürftigen, sey er Europäer oder Indianer, wenn er Hülfe von dir heischt: es könnte dir sonst auch einst Gleiches mit Gleichem vergolten werden.“ Damit wandte sich der Wilde, und ging seinen Weg zurück, während voll Scham und Reue der Europäer den seinigen verfolgte.

Lohn des Edelmuths.

Zur Zeit, als Kaiser Joseph der Zweyte regierte, lebte ein in den Ruhestand versetzter Officier, der von seinem geringen Gehalte eine Familie von zehn Kindern zu ernähren hatte. Es ward ihm nicht selten schwer, derselben auch nur hinlänglich Brot zu verschaffen, um ihren Hunger zu stillen. Eines Tages, als er eben in der Abenddämmerung ins Haus treten wollte, hörte er das Jammern eines Kindes vor der Thür, das seine Aeltern verloren hatte, und hülflos nun in die Welt hinausgestossen war. Der Officier, dem ein fühlendes Herz im Busen schlug, nahm das Kleine mit sich in seine Wohnung, und machte keinen Unterschied zwischen diesem und seinen eignen Kindern. Es aß mit den Uebrigen an dem nemlichen Tische, erhielt mit ihnen gleichen Unterricht, gleiche Pflege, gleiche Liebe. Einst besuchte den wa-

ckern Mann der Kaiser, um sich nach seinen Umständen zu erkundigen, da ihm seine traurige Lage bei seiner zahlreichen Familie bekannt war, und er den Mann in mehrfacher Hinsicht schätzte. Aber wie wunderte er sich, als er, anstatt der ihm beschriebenen zehn, nun eilf Kinder fand. Man sagte mir nur immer von zehn Kindern, und nun finde ich deren eilf? sagte der Kaiser; wie kommt das? Der Officier erzählte hierauf, wie er zu dem eilften Kinde gekommen. „Unmöglich, fuhr er fort, konnte ich den armen Wurm hülflos vor meiner Thür liegen lassen. Wo zehn essen, findet auch wohl noch das eilfte einen Platz, dachte ich mir. Ich bin durch dasselbe nicht ärmer. — — „Reicher sind Sie geworden, fiel ihm der Kaiser ins Wort, durch diese edle That vor Gott und Menschen. Von heute an sollen Sie für jedes ihrer Kinder, das fremde mit eingerechnet, einen jährlichen Gehalt beziehen. Es wäre unedel, so viel Edles unbelohnt zu lassen!“

Die Erbschaft.

Nur mit etlichen und zwanzig Thalern Baarschaft, aber mit einem gesunden Körper und gesunden Sinn, und den schönsten kaufmännischen Kenntnissen ausgestattet, war der junge Heinrich G** auf einem englischen Schiffe nach Westindien gesegelt. Seine Kenntnisse, sein Fleiß, und

seine Sparsamkeit erwarben ihm nach und nach, nachdem er sich vom Buchhalter bis zum selbstständigen Handelsmanne emporgeschwungen, ein Vermögen von dreymalhunderttausend Gulden. Damit kehrte er nach dreyßig Jahren wieder in sein Vaterland zurück. In Augsburg erkundigte er sich in einem Handlungshause, mit dem er stets in Verbindung gestanden, und welches eine genaue Kenntniß von allen seinen Verwandten hatte, ob noch welche lebten. „Ich bin reich, habe weder Frau, noch Kinder, weder Bruder, noch Schwester, und will also einen würdigen Verwandten ebenfalls reich und glücklich machen," sagte er. Man versicherte ihn, daß noch zwey reiche Schwestern seines Vaters lebten. Die eine, hieß es, wohne im Dachgeschosse, halte sich eine Magd, die so hager sey, als das Windspiel, welches der Alten die Langeweile vertreiben müsse, wenn sie müde sey, ihre Geldsäcke zu mustern. Dabey leihe sie armen Leuten auf Pfänder gegen jüdische Zinsen, und hungere bey ihrem Reichthume. Ganz anders benütze jedoch ihre Schwester ihr Geld. Diese liebe Pracht und Gesellschaft, und sey dabey sehr freygebig. Jeden Freytag versammeln sich vor ihrer Wohnung laut bethende Bettlerhaufen, denen sie für die laute Verkündigung ihrer Freygebigkeit reichliches Almosen spende. „Gut, versetzte G * *; diese mag vielleicht noch etwas taugen: die andre will ich gar nicht sehen. Der Geitz ist mir verhaßt." Er besuchte auch gleich den folgenden Morgen die ga-

lante Tante, die ihn ungemein artig empfing, und ihn dadurch für sich gewann.

Mittlerweile hatte ein Comtoirdiener das ganze Gespräch seines Herrn mit G * * angehört: und eilte, da seine Schwester bei der einen Tante des reichen Mannes, die dieser nicht einmal besuchen wollte, diente, alles was er gehört, derselben mitzutheilen. Diese entdeckte wieder alles ihrer Frau. Der Reichthum gefiel ihr: allein was sollte sie thun, damit er auch ihr davon mittheilte? Wie wäre es, sagte sie, wenn ich die Großmüthige spielte, um dadurch sein Herz zu gewinnen, indem er seine indischen Reichthümer nur mit Großmüthigen theilen will? Zwar ging sie nur mit schwerem Herzen daran, einen Theil ihres so mühselig erworbenen Vermögens wegzugeben: allein die Hoffnung, daß ihr alles wieder zehnfach ersetzt werden würde, tröstete sie. Sie suchte sogleich ihren Neffen auf, und fand ihn bey ihrer Schwester. Sie bemühte sich nun, durch alle möglichen Kunstgriffe ihn für sich zu gewinnen. „Wenn ich bisher sparsam lebte, so geschah es nur, um Gutes stiften zu können, sagte sie. Ich trage nemlich schon lange den Gedanken mit mir herum: ein Spital für arme Dienstbothen zu erbauen. Und wirklich bin ich jetzt auch schon im Stande, mein Vorhaben auszuführen. Morgen wird der Platz zum Gebäude erkauft.“ G * * war erstaunt über das, was er hörte. „Wie, sagte er, Sie sind bereit, dieses zu thun? O wie ungerecht sind doch die Menschen! Man schilderte Sie

mir als die geistigste Frau, und Sie sind einer so edeln That fähig! O wie werden Sie die Armen einst segnen, und die Nachwelt noch dankbar Ihren Namen nennen! Vortreffliche Frau! Nun muß ich Sie verehren und bewundern. Lassen Sie auch mich Antheil an dem wohlthätigen Werke nehmen. Gott hat meinen Fleiß gesegnet, daß ich es kann.“

Wer war vergnügter, als diese Frau! Schon glaubte sie sich im Besitze der vollen Achtung ihres Neffen, und damit auch, was ihr freilich unendlich mehr werth war, in dem Besitze eines großen Theiles seines Reichthums.

Den folgenden Tag kamen beyde bey dem Handelsmanne zusammen, der G * * ganzes Zutrauen besaß, um sich hinsichtlich ihrer Stiftung zu berathen. „Freund, sagte er, wir haben uns im Charakter dieser wackern Frau mächtig geirrt. Sie ist das großmüthigste Geschöpf. Das wöchentliche Almosen ihrer Schwester verschwindet gegen ein solches Opfer. Ja, es ist beschlossen: mit ihr nur will ich meine Schätze theilen.“

„Nur nicht zu übereilt, Freund! sagte der Kaufmann. Sprechen Sie noch vorher einen Mann, der lange Zeit bey dem Vater der beyden Schwestern gedient, sich sorgfältig um ihre Wohnung erkundigte, hierher gewiesen wurde, und dringend mit Ihnen zu reden wünscht.“ „Lassen sie ihn kommen. Vermuthlich ist es unglücklich, hörte von meinem Glück

cke, und sucht nun meine Hülfe," versetzte G * *. Indem trat der Mann herein.

„Sie wünschen mich zu sprechen? sagte G * *. Was kann ich für Sie thun?"

„Ach, du lieber Gott, versetzte der Mann, ich bin ein Unglücklicher. Man wies mich in meinem Elende an Sie, als einen großen Freund der Unglücklichen. Sie werden mich nicht umsonst Vertrauen zu Ihrem edeln Herzen hegen lassen. Ich war zwanzig Jahre lang Comtoirdiener bey ihrem seligen Herrn Vater. Nach seinem Tode fing ich einen eignen Handel an. Allein vor drey Jahren brach Feuer in dem Hause aus, und alle meine Habe wurde ein Raub der Flammen. Dadurch ward ich sammt meiner Familie zum Bettler. Schenken Sie mir nur so viel, als ich brauche, um meinen Sohn einem Handwerker in die Lehre geben zu können."

„Aber warum haben Sie sich nicht längst an die zwey reichen Swestern Ihres einstigen Herrn gewendet? fragte ihn G * *.

„Ey freilich that ich es: allein vergebens. Die eine, die, bey allem ihrem Reichthume, in einem Dachstübchen wohnt, wies mich für immer ab, ja sie schmähte mich noch. Die andre bot mir zwar Almosen: allein ich sollte es wöchentlich unter den Straßenbettlern vor ihrem Hause am hellen Tage empfangen. Wenn auch schon diese Frau ihre

Wohlthaten nicht gern verhehlt, so verhehle ich doch gern meine Armuth. Lieber wollte ich erhungern, als als ein Bettler vor den Thüren meines ehemaligen Herrn erscheinen. Ich suchte nun wieder einen Dienst; allein auch meine Kinder zu ernähren reichte meine Einnahme nicht zu."

„Und was wurde denn aus Ihren Kindern?"

„Der Grundstein zum Glücke meines Sohnes wird ungezweifelt durch Ihr mildes Herz gelegt. Meine Tochter hat das Glück, von Ihrer Muhme Sophie erzogen zu werden. Sie ist zwar selbst arm; allein desto mehr Werth hat ihre schöne That."

„Wie? Ich habe eine so edle und zugleich arme Muhme? Woher rührt ihre Armuth?"

„Nach dem Tode ihres Vaters vertraute sie den größten Theil ihres Vermögens einem Kaufmanne, der bald hierauf durch Unglücksfälle in die tiefste Armuth gerieth. Sophie verlor alles, was sie ihm vertraut hatte, und zog, mit dem kleinen Reste ihres Vermögens, aufs Land, wo eine Freundin sie mit offenen Armen aufnahm. Allgemein geliebt und geehrt sucht sie hier durch den Unterricht mehrerer Mädchen, die mit Vorliebe an ihr hängen, sich das Benöthigte zu erwerben. Eine edlere Seele giebt es kaum."

„O wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, lieber Mann! So eine Person suche ich: dieses

Mal hoffe ich mich nicht zu täuschen. Sie führen mich zu ihr, und verlassen Ihren Dienst. Sie bleiben fortan bey mir: und Ihre Kinder sollen von nun an auch die meinigen seyn.“

„O zu welcher glücklichen Stunde bin ich hier erschienen! Gottes Segen über Sie!“

Der Wagen flog; und bald hielten beyde vor Sophiens ländlicher Wohnung. Wie es G** gewünscht, so geschah es auch. Sophiens Freundin war alleine zu Hause. G** stellte nun Fragen über Fragen an sie hinsichtlich seiner Muhme. Aber alles, was er erfuhr, lieferte zusammen ein Gemälde, wie wir uns die Engel denken. G** war entzückt, und dankte der Vorsicht, die ihn noch früh genug hierher geführt, um seine Wohlthaten nicht an Unwürdige zu verschwenden. Und als nun die Edle erschien, und G** alles in reichem Maße an ihr bestätigt fand, was man ihm bereits von ihr gesagt hatte, da verlangte es ihn nach den beyden Schwestern nicht mehr. „Die eine thut Gutes aus Eitelkeit, sagte er, die andre aus Eigennutz: und wer einen treuen Diener des väterlichen Hauses nicht unterstützt, verräth kein edles Herz. Nur auf Werke der Liebe sieht Gott mit Wohlgefallen, ihm mißfallen die Werke des Stolzes und der Eitelkeit. Es ist nicht genug, Gutes zu thun, sondern man muß es auch aus reinen Grundsätzen thun. Wer Gutes thut um des Guten willen, der nur ist dem Himmel wohlgefällig. So handeln Sie. Und so sollen denn auch Sie

meine einzige Erbin seyn. Ich theile von diesem Augenblicke an mit Ihnen. Wir wohnen auf dem Lande. Da genießt man der reinen Freuden mehr, als inner den ungesunden Kerkermauern der Städte. Sie bedürfen freylich zu Ihrem Glücke keines Reichthumes; allein viele werden glücklich seyn, wenn Sie reich sind."

Glücklich lebten nun alle durch eine lange Reihe von Jahren, und schufen eine Menge Glücklicher um sich her. Und noch zur Stunde segnet die ganze Gegend ihr Andenken.

Folgen des Geitzes und der Verschwendung.

Was Geitz und Habsucht zusammen raffen, wird gewöhnlich wieder durch einen Verschwender verschleudert. Dieß ist ein altes Sprüchwort. Sparsamkeit und Häuslichkeit sind schöne Tugenden; aber ein häßliches Laster ist der Geitz, der nur alles für sich sammeln und erobern, und nicht auch für seinen Nächsten leben will. Nie wird der Geitzige seines Lebens wahrhaft froh. Ein Geitziger ist das unglücklichste und verabscheuungswürdigste Geschöpf auf Gottes schöner Erde. Eben so unglücklich ist auch der Verschwender. Ein hülfloses Alter, Elend, Spott und Verachtung sind die unzertrennlichen Folgen der Verschwendung.

In B** lebte ein alter Wucherer, H*** war sein Name. Er war einst ein Bedienter, lieh seinen Lohn armen Bedrängten gegen Pfänder und unerlaubte Zinsen, und erwarb sich so allgemach ein großes Vermögen, auf dem aber zugleich der Fluch und die Thränen vieler Unglücklichen lasteten. Er fing nun eine Handlung an; und auch diese gelang ihm. Doch war er noch immer so geitzig, daß er sich nicht einmal satt aß, stets in abgeschmutzten, zerrissenen Kleidern einher ging, und seinen einzigen Sohn in der größten Unwissenheit aufwachsen ließ. Eines Tages verlor der Geitzhals eine Rolle mit hundert Thalern. Dieß verwirrte ihn so, daß er sich in einer Anwandelung von Wahnsinn aus dem Fenster stürzte, und auf der Stelle todt liegen blieb. Sein Sohn war nun der Erbe eines Vermögens von vierzigtausend Thalern. Doch dieser, der ohne alle Bildung aufgewachsen war, wußte nun keinen rechten Gebrauch von dem großen Vermögen zu machen. Anstatt diesen Reichthum nützlich anzuwenden; das hinsichtlich seiner Bildung Versäumte so viel möglich nachzuholen, und durch guten, weisen, und wohlthätigen Gebrauch des großen Erbes die Ungerechtigkeiten seines Vaters wieder einigermassen gut zu machen, lebte der Unbesonnene in Saus und Braus. So schlecht vorher sein Tisch bestellt war, mit so vielen ausgesuchten und theuern Leckerbissen war jetzt seine Tafel besetzt. Während er die Armen mit Gewalt von seiner Thür wegtreiben ließ, war es ihm nicht zu viel, manchmal für einen Jagdhund

funfzig Thaler zu bezahlen. Er war immer zahlreich mit Schmeichlern umgeben. Bald gewann er auch das Spiel lieb: allein da er es nie recht begriff, so verlor er beständig große Summen. Am Ende verblieb ihm nur noch wenig mehr. Redliche Menschen riethen ihm, mit diesem Reste hauszuhalten und eingeschränkt zu leben. Doch er achtete der guten Räthe nicht, sondern fuhr fort, zu verschwenden, bis alles aufgezehrt war. Da flohen die Schmeichler. Die ehedem an seinem Tische geschwelgt, und mit seinem erwucherten Gelde sich versichert hatten, lachten jetzt des Thoren. Da er nichts gelernt hatte, so war er außer Stande, sich etwas zu verdienen. Dazu hatte Niemand Mitleid mit ihm, weil er durch seine eigne Schuld in diese traurige Lage gerathen. Unrecht Gut thut nicht gut; wie gewonnen, so zerronnen, sagten die Leute. Endlich gerieth er unter die Werber, wurde Soldat, und mußte sich nun des Tages mit wenigen Kreuzern zufrieden geben, während er vorher im Ueberflusse schwelgte. Dieß sind die gewöhnlichen Folgen des Geitzes und der Verschwendung.

Die Strafe folgt früh oder spät.

Der Sohn eines Winzers, Namens Anton, zeichnete sich unter allen Knaben seines Dorfes durch Bosheit und Hartherzigkeit aus. Nicht nur neckte er seine Mitschüler bey jeder Gelegenheit, ja er schlug

und mißhandelte sie, sogar auf eine Art, die voraussehen ließ, was einst aus ihm werden würde. Eben so und noch abscheulicher betrug er sich gegen unschuldige Thiere, gegen Vögel, Katzen, Hunde, u. a. Geschöpfe. Seine Blicke weideten sich an den Qualen und Leiden der armen Thiere. Einst, als der Unmensch eben einer gefangenen Lerche die Beine lächelnd abknickte, kam der Pfarrer des Ortes von ungefähr dazu. Er erstaunte über diese Barbarey und Herzlosigkeit des jungen Menschen. Er stellte ihm sein Betragen lebhaft vor, und schalt ihn, daß er so grausam seyn könne gegen unschuldige Thiere, die Gott nicht schuf, daß muthwillige, böse, und hartherzige, vielmehr herzlose Menschen sie marterten. „Dich trifft gewiß noch Gottes Strafe früh oder spät für deine Grausamkeit, sagte derselbe. Du wirst dich meiner Worte erinnern, wenn du einst ähnlich gequält wirst.“ Der muthwillige Bube lachte jedoch der Worte des guten Mannes: er blieb taub für alle Lehren und Ermahnungen. Sein Herz ward täglich verwilderter; und anstatt mit den Jahren klüger zu werden, wurde er immer härter und grausamer, nicht nur gegen Thiere, sondern auch gegen Menschen. Als er zwanzig Jahre alt war, zankte er sich mit einem Jüngling, der ihn über seine Härte und Grausamkeit etwas scharf anließ, und schlug ihn zuletzt mit einem Hammer so gewaltig an den Kopf, daß derselbe wie todt hinsank. Um der Strafe zu entgehen, da er ihn wirklich für todt

hielt,

hielt, entfloh er, und ward Soldat. Und da bald darauf ein Krieg ausbrach, so mußte er in das Feld ziehen. Das war ihm willkommen. Da, dachte er sich, darf ich nun ungestraft rauben und morden! Allein seine wilde Freude war nur von kurzer Dauer. Schon in der ersten Schlacht zerschmetterte eine Kanonenkugel die beyden Beine des jungen Unmenschen. Er brüllte nun vor Schmerzen. Man untersuchte die Wunden; und das Resultat fiel dahin aus: daß er sich augenblicklich beyde Beine abnehmen lassen müsse, wenn er nicht am Brande sterben wolle. Dieses wirkte fürchterlich auf ihn. Da stellten sich ihm mit einem Male alle die Grausamkeiten seiner Jugend vor Augen, wie er so manchem unschuldigen Vögelchen eben die Glieder abgerissen hatte, die er nun selbst verlieren sollte, und die Worte seines einstigen Pfarrers, der ihn so oft gewarnt und ihn so kräftig ermahnt hatte, fuhren ihm wie Feuer durch die Seele. „Ach, was habe ich gethan! rief er im schmerzlichsten Gefühle der Reue. Ich habe Geschöpfe verstümmelt, gemartert, getödtet, die mich nicht beleidigten, die mir nichts thaten, die vielmehr zur Freude der Menschen dienten! O wie so manchem Thierchen zerbrach ich die Beine, und nun sind sie mir selbst zerbrochen! Gott ist gerecht. Er straft gerecht. O ich verdiene diese Strafe. Du wirst dich meiner Worte erinnern, wenn du einst ähnlich gequält wirst, sagte der gute Pfarrer. O wie wahr hat er gesprochen!“

Jetzt wurden dem unbarmherzigen Thierquäler eben so unbarmherzig die zerschmetterten Beine unter den unbeschreiblichsten Schmerzen abgelöset. Die Qualen dünkten ihn um so furchtbarer, weil er fühlte, daß er sie durch seine Grausamkeit verdient habe.

Noch lebte der Zerstümmelte zehn Jahre. Ein andrer verwundeter Soldat führte ihn auf einem Karren umher, um Almosen sammeln zu können. O wie war er jetzt ein so ganz andrer Mensch geworden! Sammelten sich Kinder um ihn, so erzählte er ihnen seine Geschichte, sagte ihnen, welcher böse Bube er war, und ermahnte sie: barmherzig und mitleidig gegen die Thiere zu seyn. Sie sind, sagte er, ja eben so gut Geschöpfe Gottes, wie wir, empfinden so gut, wie wir, und lieben das Leben, das ihnen Gott gegeben, so sehr wie wir. Dann sang er den Kleinen ein Lied, das für ihn der Feldprediger gedichtet, und welches außer seiner Geschichte manche schöne und rührende Lehre enthielt. Die Kinder hörten ihm gern zu, weinten, und nahmen es sich kräftig vor: nie grausam zu seyn gegen irgend ein Geschöpf Gottes.

Folgen der Furchtsamkeit.

Ein Soldat von einem Kürassierregimente ritt an einem Wintertage, da es schon etwas finster

war, in Berufsgeschäften nach einer Stadt. Ein Beurlaubter, der nach der nämlichen Stadt gehen sollte, und nicht gern allein seyn wollte, weil der Weg vor einem Gerichtsplatze vorbeyführte, wo vor wenig Tagen ein Verbrecher gehangen ward, gesellte sich zu ihm. Zwar mußte der Beurlaubte, dem reitenden Kriegsgefährten zur Seite, seinen Weg zu Fuß machen; allein es war ihm auch nur um Gesellschaft zu thun, und der Reiter, dessen Geschäfte nicht eilig waren, that ihm gern den Gefallen, sein Pferd nicht aus dem Schritte kommen zu lassen.

Es war bereits finster, als sie unter vertraulichen Gesprächen in die Gegend des Gerichtsplatzes kamen. Der dort Hängende war schon lange ein Gegenstand ihres Gespräches gewesen. Begünstigt vom Sternenschimmer, sahen sie jetzt den Leichnam des Verbrechers neben sich zwischen Himmel und Erde schweben. Es wollte ihnen kalt überlaufen; als Soldaten aber, das heißt, als Männer, die in ihrem Stande den Tod in mancherley schrecklichen Gestalten kennen zu lernen Gelegenheit haben, thäten sie allerdings wohl, sich bey Zeiten an eine gewisse Fühllosigkeit gegen seine Aussenseite zu gewöhnen.

Indessen war der Rappe des Kürassiers, während daß sie sich dem Hochgerichte immer mehr genähert hatten, wild geworden. Er scheuete sehr, und wollte durchaus keinen ruhigen Schritt mehr gehen. Es fehlte auch wenig, so hätte er seinen Herrn abgesetzt. Vielleicht machte der Anblick der hängenden Masse ihn scheu.

Den Reiter und seinen Gefährten überfiel jedoch, dadurch veranlaßt, ein unüberwindliches Grauen der Haut, ohne daß sie sich's einander merken lassen wollten. Sie suchten vielmehr, durch Verspottung des Leblosen am Galgen, sich wenigstens einen Anschein von Ruhe und Gleichgültigkeit zu geben, welche beyden fehlte.

Bruder, sagte der Beurlaubte mit schalem Witze, du bist doch ein rechter Narr gewesen, daß du dich hast hängen lassen! Komm herab, und laß uns ein Glas miteinander trinken!

Kaum hatte er aber diese Worte ausgesprochen, so hörten beyde ein dumpfes Kettengeklirr, als ob der Hingerichtete zu ihnen herabkäme. Allein, was noch weit unbegreiflicher und schrecklicher, als dieses, war — eine Baßstimme antwortete vom Galgen herab: „Warte, Bruder, ich will gleich kommen.“

Beyde schauderten heftig zusammen. Furcht und Entsetzen überfielen sie. Das Pferd, dem die Natur einen schärferen Blick verlieh, hatte wahrscheinlich schon vorhin beym Unruhigwerden wahrgenommen, daß es am Galgen spucke. Jetzt schnob es fürchterlicher, als je, und enteilte dem Gespenste beym ersten Vernehmen der Schreckenstöne in unaufhaltbaren Sätzen. Die Sporen, die ihm unwillkührlich in die Seite fuhren, beflügelten es vollends.

Verlassen sah sich bald der arme Fußgänger, so sehr er auch anfangs mit dem flüchtigen Pferde

wetteiferte. Zwar eilte der Verspottete vom Galgen mit Kettengerassel hinter ihm her, und wollte als Gesellschafter, wie es schien, dem Verlassenen die Stelle des entflohenen Gefährten ersetzen: allein mit dieser Gesellschaft war ihm durchaus nicht gedient. Er bot daher alle seine Kräfte auf, um dem verfolgenden Gespenste zu enteilen.

Das Entsetzen, welches beym Anhören der unerwarteten Antwort sich seiner bemächtigte, der schreckliche Gedanke, für eine bloß leichtsinnige Spottrede einem rachesüchtigen Geiste in die Hände fallen zu müssen, die hörbar zunehmende Annäherung des Kettenträgers, das Hinschwinden seiner durch übermäßiges Laufen bald erschöpften Körperkräfte, und besonders die lebendige Vorstellung des nahen Augenblicks, in welchem das Gespenst die mörderischen Klauen nach seinem Genicke ausstrecken würde — dieß alles war unaussprechlich qualvoll für ihn, und beförderte sein Unglück.

Wirklich war das Gespenst dieses Mal mörderischer Natur. Denn kaum erreichte der Geängstete das Stadtthor, so stürzte er ohnmächtig hin, und starb an den Folgen des heftigen Blutsturzes, welchen das unmenschliche Laufen ihm zugezogen, und die Ausschweifung seiner feurigen Einbildungskraft veranlaßt hatte.

Die Anwesenden im Thore, vom Hergange der Sache schon durch den Reiter unterrichtet, waren in der Wachstube noch mit den Hülfeleistungen gegen den Verunglückten beschäftiget, als

mit klirrendem Rasseln auch das Gespenst erschien. Es war — ein Kesselflicker!

Von der Last des mit Kesseln und klappernden Eisenwerke schwer beladenen Schubkarrens ermüdet, sammelte er — gleichgültig gegen den todesmüligen Ruheplatz — oft, und dieses Mal zufällig unter dem Galgen, neue Kräfte. Das Pferd des Kürassiers mochte ihn im Finstern erblicken, und scheuete. Auf die muthwillige Anrede und Aufforderung zum Trinken gab er im Namen des Stimmen auch eine muthwillige Antwort. Und um die Entschlossenheit des Fragenden ein wenig auf die Probe zu stellen, eilte er mit seinem rasselnden Karren hinter ihm her, ohne die traurigen Folgen seines absichtlosen Scherzes, den der Muthwille des Sterbenden selbst veranlaßt hatte, auch nur zu ahnen.

Edler Sinn.

Ein Müller hörte eines Abends den Haushund, der gewöhnlich an der Kette lag, mit seiner Kette durch das Haus rasseln. Er befahl daher der Magd, ihn wieder anzuschließen. Kaum trat sie aber zur Stube hinaus, so fiel sie der Hund an, und biß sie einige Male. Durch ihr Geschrey herbeygerufen, wollte ihr der Müller mit den Seinigen zu Hülfe eilen. Allein die sich schnell fassende edle Magd ließ Niemanden sich ihr nahen. Sie hielt die Thür zu, und rief: „Der Hund ist toll. Ich will ihn

allein anbinden, denn ich bin schon gebissen.“ Sie schleppte auch den wüthenden Hund mit sich fort, erhielt noch einige Bisse, ohne ihn los zu lassen, und band ihn endlich, nicht ohne viele Mühe, an. Der Hund wurde hierauf leicht getödtet, und kein Mensch nahm Schaden, als sie. Im Bewußtseyn ihrer edeln That sonderte sie sich nun von den Uebrigen ab, und bereitete sich zum Tode, den sie voraussehen konnte. Die Wuth brach aus, und nach wenigen Tagen war die Edelmüthige ein Opfer ihres schönen Sinnes.

Macht der Vaterliebe.

Der Schiffer Baahl aus Greetsyhl in Ostfriesland segelte von Greetsyhl aus, um Seesand zu holen. Bey seiner Rückkehr stieß er in der Nacht an ein größeres Schiff, und das seinige bekam dadurch einen so starken Leck, daß es ihm unmöglich ward, dasselbe länger über Wasser zu halten. In dieser Gefahr bindet sein Sohn zwey Bretter zusammen, um sich mit seinem Vater zu retten. Der Vater aber sieht, daß die Bretter, beyde zu tragen, nicht stark genug seyen, daß nur einer sich retten könne, der andre aber sterben müsse. Vaterliebe überwiegt die Liebe zum Leben. Er setzt seinen Sohn auf die Bretter, befiehlt ihm, nach Hülfe zu rufen, stößt ihn selbst von dem Schiffe ab, und versinkt gleich darauf im Angesichte des Sohnes, mit dem Bewußtseyn seiner edeln

That. Der Sohn wurde, nachdem er zwey Stunden in Todesgefahr auf den Brettern sich herumgetrieben hatte, endlich gerettet. Den heldenmüthigen Baahl beweinte eine Gattin mit sieben unerzogenen Kindern in dürftiger Lage.

Rettung für Rettung.

In einem Kriege der Russen mit den Türken ritt der russische Lieutenant Pfuhl, ein geborner Deutscher, nach einem Treffen bey Chokzim, mit einem Haufen Dragoner auf Fütterung aus, und hörte aus einem nahen Graben, der sich an einem Walde hinzog, eine klagende Stimme. Theils aus Mitleid, theils aus einer im Kriege sehr nöthigen Vorsicht, ließ er zwey seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob es Freundes- oder Feindes-Stimme sey. Ein laut schallendes Gelächter, das die Dragoner bey ihrer Ankunft am Graben erhoben, bewog ihn, hinzueilen. Hier sah er nun einen alten türkischen Juden, ehrwürdig anzusehen, und auf seinem Gesichte unverkennbare Züge der Redlichkeit ausgedrückt. „Helft mir! rief ihm der Jude in pohlnischer Sprache zu, helft mir, daß ich doch wenigstens ruhig sterben kann!“ Pfuhl machte dem noch immer fortdauernden Gelächter seiner Dragoner durch derbe Zurechtweisung ein Ende, und fragte hierauf den Juden: wie er in diesen Graben gekommen sey. Der Jude bat nun

vor allem, ihm heraus zu helfen. Als dieses geschehen war, erzählte er, daß er dem türkischen Heere gefolgt, vorigen Tages, nach geendigtem Treffen, aber von einigen nachsetzenden russischen Reitern verwundet worden, und aus Furcht in diesen Graben geflüchtet sey, wo ihn aber Schmerz und Blutverlust gehindert haben, sich wieder herauszuhelfen.

Einige Dragoner meinten, man müsse, wie sie sich ausdrückten, den alten Hund zusammenhauen; und da Pfuhl aus Unwillen über die Gefühllosigkeit dieser Menschen einige Augenblicke schwieg, waren schon einige Säbel gehoben, den abscheulichen Vorsatz auszuführen; als auf einmal Pfuhl mit drohender Stimme rief: „Wer es wagt, dem alten Manne das geringste Leid zuzufügen, dem schieße ich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf!“ Er ließ hierauf durch zwey Dragoner, die er für die menschlichsten hielt, den Juden ins Lager und zwar in sein eigenes Gezelt bringen, wohin er, nach Verrichtung seiner Geschäfte, selbst eilte, und den Greis verbunden, gestärkt, und in Freudenthränen über seine Rettung traf. „Herr, rief er dem Eintretenden entgegen, Sie haben viel an mir gethan; wie kann ich es vergelten?“

Der Edle lehnte jeden Dank ab, sammelte Geld für den Beraubten, und schickte ihn, um seine völlige Genesung abzuwarten, nach Kaminieck. Unter tausend Segenswünschen verließ ihn der Jude,

und Pfuhl fühlte sich durch das Bewußtseyn, eine edle That ausgeübt zu haben, glücklich.

Das Heer rückte jetzt tiefer in das türkische Gebiet ein, und Pfuhl bewies sich bei jeder Gelegenheit als einen tapfern Krieger, aber auch zugleich als einen warmen Menschenfreund, als einen Beschützer wehrloser Unschuld. Sein Betragen blieb nicht unbemerkt. Er erntete gerechtes Lob; und es war eben an dem, daß er zu einer bedeutenden Charge vorrücken sollte, als ein Zufall alle seine schönen Hoffnungen vereitelte. Bei einem Angriffe der Türken ward er, ungeachtet des tapfersten Widerstandes, von dem überlegenen Feinde zum Gefangenen gemacht.

Das Schicksal derjenigen, welche das Unglück haben, in die türkische Gefangenschaft zu gerathen, ist traurig. Gewöhnlich werden sie ihrer völligen Freyheit beraubt, und, wenn sich der Sultan dieselben nicht vorbehält, an die Meistbiethenden verkauft, denen sie die niedrigsten und beschwerlichsten Sklavendienste thun müssen. Pfuhl ward, nebst zehn Russen, welche seine Mitgefangenen waren, in das feindliche Lager gebracht, und dort mit niedrigen Schmähungen überhäuft. Da sich im Lager Sklavenhändler befanden, so war das Schicksal der Gefangenen bald entschieden. Sie wurden verkauft. Pfuhl mußte schon des andern Morgens nach Adrianopel wandern. Hier wurde er an einen, zur muhamedanischen Religion übergetretenen Chri-

sten verkauft, der aber an die Grenze von Servien reisete, wo er seine Güter und seine Familie hatte. Dieser Mann, dessen Name Abdul Meleck war, war ein falscher, hinterlistiger, tückischer, und im höchsten Grade grausamer Mann. Von Geburt war er ein vornehmer Sicilianer. Seine Lebensart hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht, und aus Verzweiflung war er zum muhamedanischen Glauben übergetreten. Da er die Kunst, zu heucheln, sehr wohl verstand, so hatte er das Vertrauen eines Muselmannes erschlichen, der ihn an Kindes Statt angenommen, und zum Erben seines Vermögens eingesetzt hatte. Anfangs fand unser Gefangener, der ziemlich gut italienisch sprach, und von den Pferden, der Lieblingsleidenschaft seines Gebieters, vollkommene Kenntniß hatte, nicht viele Ursache, über ihn zu klagen. Er erhielt die Aufsicht über den Stall und über die Gärten. Da aber einst eines seiner Lieblingspferde, jedoch ohne Pfuhls Schuld, gefallen war, ließ ihn sein Herr achtundvierzig Stunden in einen engen Kerker, bey der elendesten Nahrung, und mit schweren Ketten beladen, einsperren. Er nahm ihm hierauf die Aufsicht über den Stall, und verdammte ihn zu der beschwerlichsten Garten- und Feldarbeit. Jetzt erst fühlte der Unglückliche das Drückende seines Standes in vollem Maße, und mußte bey dem geringsten Versehen die härteste Behandlung erwarten.

Indessen war ein andrer russischer Officier ebenfalls in türkische Gefangenschaft und in Abdul Melecks Gewalt gerathen. Er hatte das Schicksal seines Kriegsgefährten entdeckt, und gemeinschaftlich mit ihm einen Plan zur Flucht entworfen. Schon waren sie im Begriffe, zu entfliehen; als ihr Plan entdeckt ward. Die Folge davon war: daß beyde mit Ketten beladen, und in zwey aneinander stossende Gemächer zur Verwahrung gebracht wurden. Ihr Schicksal war nun ärger, als je. Ihr einziger Trost bestand darin, daß sie sich, wenn ringsum nächtliche Stille herrschte, durch die Wände ihre Leiden wechselweise klagen konnten. So waren acht lange, jammervolle Tage verschwunden: als auf einmal Pfuhl umsonst seine Leiden den kahlen Wänden klagte: er erhielt keine Antwort mehr, und mußte daraus schließen, daß seines Freundes Schicksal eine andre Wendung genommen. Dieß erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen seines Looses. Alle Fragen, die er an die Sklaven, die ihm sein Essen brachten, that, wurden mit einem finstern Stillschweigen beantwortet.

Als er nun eines Tages, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen trösteuden Gedanken festzuhalten vermochte, trat sein Herr, von zwey Sklaven begleitet, herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er gleich den Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Man brachte ihn auch sogleich in einen Wagen, der mit der größten Schnelligkeit davon

von fuhr. Drey Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wußte, wohin sie ging. Erst am Abende des dritten Tages war das Ziel erreicht. Der Wagen hielt. Pfuhl stieg aus, und die erste Person, die ihm ins Auge fiel, war — der Jude, dem er bey Chokzim das Leben gerettet hatte. „Dank dem Himmel, rief derselbe, daß ich Ihnen vergelten kann, was Sie an mir gethan! Eine Frage drängte nun die andre: und Pfuhl war vor Entzücken ganz außer sich. Nachdem der erste Taumel der Freude vorüber war, sagte der Jude: er sey zufälliger Weise zu seinem Herrn gekommen, welcher ihm einen Officier zum Verkaufe angeboten habe; dieser Officier werde ihm, wie er glaube, nicht unbekannt seyn: er wolle ihn rufen. Bey diesen Worten trat er in ein Nebengemach, und kam augenblicklich wieder mit demselben zum Vorschein. Aber welches freudige Erstaunen ergriff nun Pfuhl, als er in demselben eben den erkannte, mit dem er in Abdul Melecks Hause den Plan zur Flucht entworfen! Durch diesen seinen neuen Sklaven, fuhr der Jude fort, habe er erfahren, daß auch ein russischer Officier, Namens Pfuhl, im Kerker schmachte. Da ihm der Name seines edelmüthigen Retters noch im frischen Andenken gewesen, so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn zu retten. Nur unter der Bedingung, ihn an einen recht harten Herrn wieder zu verkaufen, habe Abdul Melek ihm seinen Retter abgelassen. „So nur gelang es mir, Sie zu bekommen, schloß der dank-

bare Hebräer. Gott sey gepriesen, daß ich Ihnen habe vergelten können, was Sie an mir gethan! Nach einigen Tagen reise ich ins Lager, und nehme Sie beyde mit. Mit Gottes Hülfe hoffe ich Sie glücklich zu Ihren Landesleuten zurückzubringen."

Gerührt hingen beyde an des edeln, dankbaren Greises Halse. Er brachte sie glücklich nach Bucharest in der Wallachey, wo eine russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich von ihrem Erretter zu trennen. Die Erinnerung an den großmüthigen dankbaren Juden gewährte den Beyden in der Folge noch oft die seligsten Stunden.

Kindliche Liebe.

Zur Zeit der französischen Revolution, wo täglich viele hundert Schlachtopfer unter dem Mordbeile der Tyrannen fielen, wurde auch Del leglace von Lyon nach Paris ins Gefängniß geliefert. Seine Tochter wich nicht von seiner Seite. Sie bat seinen Begleiter um die Erlaubniß, die Reise im Wagen mitmachen zu dürfen. Der Unmensch versagte ihr ihre Bitte. Dieses schlug ihren Muth nicht nieder. Trotz ihres zarten Körperbaues, lief sie zu Fuß neben dem Wagen her, von Lyon bis Paris, und entfernte sich immer nur zur Mittagszeit von dem Fuhrwerke, um ihrem Vater Speisen

zuzubereiten, und Abends, um eine Bettdecke für ihn zu erbetteln. —So trieb sie es unverdrossen, bis der Pariser Kerker sie trennte. Dann fing sie an, alle Mitglieder der Regierung, in deren Händen das Schicksal ihres Vaters lag, mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Hundertmal zurückgewiesen, kehrte sie hundertmal wieder, und siegte endlich. Mit freudigem Stolze führte sie ihren befreyten Vater nach Lyon zurück. Doch erschöpft von den angehenden, ihre Kräfte übersteigenden Beschwerden, wurde sie schon unterwegs krank; und ehe sie noch den Lyonern den geretteten Vater zeigen konnte, endete sie ein Leben, durch dessen Aufopferung sie das Leben ihres Vaters erkauft hatte.

Der großmüthige Krieger.

In dem letzten Kriege gegen die Franzosen, traf einer von den den Feind verfolgenden Baiern auf einen verwundeten, mit dem Tode ringenden Franzosen. „Kamerad, sagte der Baier zu dem Sterbenden, bey dem er ein Uhrband erblickte, gib mir die Uhr und was du sonst noch von Werth hast: dir nutzt doch alles dieses nichts mehr, da dein Leben bald geendet ist. Vielleicht nehmen dir andre mit Gewalt, um was ich dich jetzt bitte, und mißhandeln dich noch, denn der Krieg hat die Menschen ganz verwildert und entmenscht.“ „Ach du lieber Gott! seufzte der seine letzten Kräfte sam-

770910A

melnde Franzose, in gebrochenem Deutsch, Uhr und Geld — es sind 20 Louisd'or, — habe ich gespart, um sie meinem armen Vater zu schicken. Nimm alles, Kamerad, denn ich kann mein Vorhaben nicht mehr ausführen. Du bist doch ein Mensch!" Die Worte des Sterbenden rührten den biedern Baier. Er fragte ihn um den Namen, das Gewerbe, und den Wohnort seines Vaters. Mit großer Anstrengung erfüllte er den Wunsch des menschlichen Kriegers, in dessen Armen er bald hierauf starb. Dieser drückte ihm sanft die Augen zu, nahm Uhr und Geld, verwahrte alles wohl, und schickte beyde, da es bald hierauf Friede wurde und er Gelegenheit fand, dem Vater des edlen Sohnes, begleitet mit einem Schreiben. Diese schöne, großmüthige That blieb nicht verborgen, weil er eines des Schreibens Kundigen bedurfte; sie wurde in der ganzen Kompagnie, und nach kurzen selbst bey dessen ganzem Regimente bekannt, und erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe. Mehr aber als alles belohnte ihn das Bewußtseyn seiner schönen Handlung.

Inhalt.

Inhalt.

	Seite
Der edle Sohn.	1
Lohn kindlicher Liebe.	4
Lohn der Redlichkeit.	5
Gesundheit ist besser als Geld und Gut.	6
Die Tapeten.	7
Die redliche Bauersfrau.	8
Folgen der Naschhaftigkeit.	9
Die Nadeln.	10
Folgen der Unvorsichtigkeit.	11
So rächt sich das Unrecht.	12
Unglück aus Unvorsichtigkeit.	13
Strafe des boshaften Lügners.	14
Die Vögelfeinde.	15
Die Irrlichter.	16
Das Schießgewehr.	17
Der Stelzfuß.	18
Der Dieb.	20
Das ehrliche Mädchen.	21
Folgen der Wohlthätigkeit.	22
Ein Opfer der Menschenliebe.	23
Das Opfer der Unbesonnenheit.	24
Lohn der Redlichkeit.	25
Der Sieg kindlicher Liebe.	28
Lohn kindlicher Liebe.	29

Inhalt.

	Seite
Loos des Verschwenders.	30
Die Brandsteuer.	33
Sieg der Tugend über das Laster.	34
Der König und der Bauer.	36
Der dankbare Jude.	37
Schöner Sinn.	39
Lohn der Tugend.	40
Der belohnte Edelmuth.	42
Nächstenliebe.	44
Großmüthige Menschenliebe.	45
So rächt sich der Edle.	47
Der Räuber.	49
Rache eines Wilden.	51
Lohn des Edelmuths.	53
Die Erbschaft.	54
Folgen des Geitzes und der Verschwendung.	61
Die Strafe folgt früh oder spät.	63
Folgen der Furchtsamkeit.	66
Edler Sinn.	70
Macht der Vaterliebe.	71
Rettung für Rettung.	72
Kindliche Liebe.	78
Der großmüthige Krieger.	79

Bey

Bey Philipp Krüll in Landshut ist zu haben:

der Alte von den Bergen; eine Erzählung für Kinder. 3te Auflage. 8. 826. 9 kr. 3 gr.

das Blumenkörbchen; eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet, von dem Verfasser der Ostereyer; mit K. 8. 823. 24 kr. 6 gr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet, von dem Verfasser der Ostereyer. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. 826. 24 kr. 6 gr.

Diktirübungen nach den Regeln der Orthographie geordnet, nebst einem Diktir-Surrogat für Volksschulen; ein Hand- und Lesebuch für Elementarschulen, vom Verfass. d. Hausaufgaben. 8. 822. 12 kr. 3 gr.

Engelbrecht, A., Aufsätze pädagogischen Inhalts; ein Buch für Seelsorger und Volksschullehrer, zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung; m. K. 8. 821. 1 fl. 30 kr. 1 Rthl. — —

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 3 Bdchn. 12. 821-26. 27 kr. gr. 12. 36 kr. 9 gr.

— — lehrreiche kleine, für Kinder; ein Lesebüchlein f. Volksschulen, von dem Verfasser der bibl. Geschichte. 12. 826. netto 7 kr. 2 gr.

Fabeln für unsere Zeiten und Sitten. 2 Bdchn. 821. 1 fl. 16 gr.

Genovefa; eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums; neu erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder; mit K. 4te rechtmäßige Auflage. 8. 825. 24 kr. 6 gr.

Geschichte, biblische, für Kinder. 3 Thle. 8. 822. netto 1 fl. 9 kr. 18 gr.

— — dieselbe im Auszug. 2 Thle. 8. 825. netto 30 kr. 8 gr.

Hausaufgaben für Schreib - und Rechnungsschüler in Volksschulen, oder Aufgaben zur Selbstbeschäftigung der Schüler. 2te verb. Aufl. 8. 823. 15 kr. 4 gr.

Heilingbrunner und Zeheters drittes Elementarbuch der nöthigsten Sach - und Sprachgegenstände für Volksschulen. 8. 822. 30 kr. 8 gr.

wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam; eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 2te verb. Auflage. 12. 821. 9 kr. gr. 12. 12 kr. 3 gr.

Jais, P. A., schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder und wohl auch für Erwachsene. 2. Bdchen. 12. 10 kr. 3 gr.

Maurer, W., kleine lehrreiche Erzählungen und Lehrsätze, nebst einigen Gleichnissen und Denksprüchen aus dem Munde Jesu; ein Geschenk für Kinder. 8. 820. 8 kr. 2 gr.

— — Briefe für Kinder, nebst einigen Anreden bey öffentlichen Schulprüfungen. 3te Aufl. gr. 12. 824. 12 kr. 3 gr.

— — Lesebuch f. Anfänger im Lesen. 3 Abtheilungen. 2te Aufl. 825. 7 kr. 2 gr.

— — Lesebuch für geübtere Leseschüler. 8. 818. 15 kr. 4 gr.

— — Tabelle zur Kenntniß der Buchstaben. 8. 817. aufgezogen 8 kr.

die Ostereyer; eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder, von dem Verfasser der Genovefa. 2te Aufl. 12. 818. 9 kr. gr. 12. 12 kr. 3 gr.

Rosa von Tannenburg; eine Geschichte des Alterthums, für Eltern und Kinder; erzählt von dem Verfasser der Genovefa; mit K. 2te Aufl. 8. 826. 30 kr. 8 gr.

Schmid, J. G., Versuch einer Sittenlehre in Denkreimen, gesammelt für Schulkinder auf dem Lande. 12. 825. 2 kr.

der Weihnachtsabend; eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder, von dem Verfasser der Ostereyer. 12. 825. 15 kr. 4 gr.